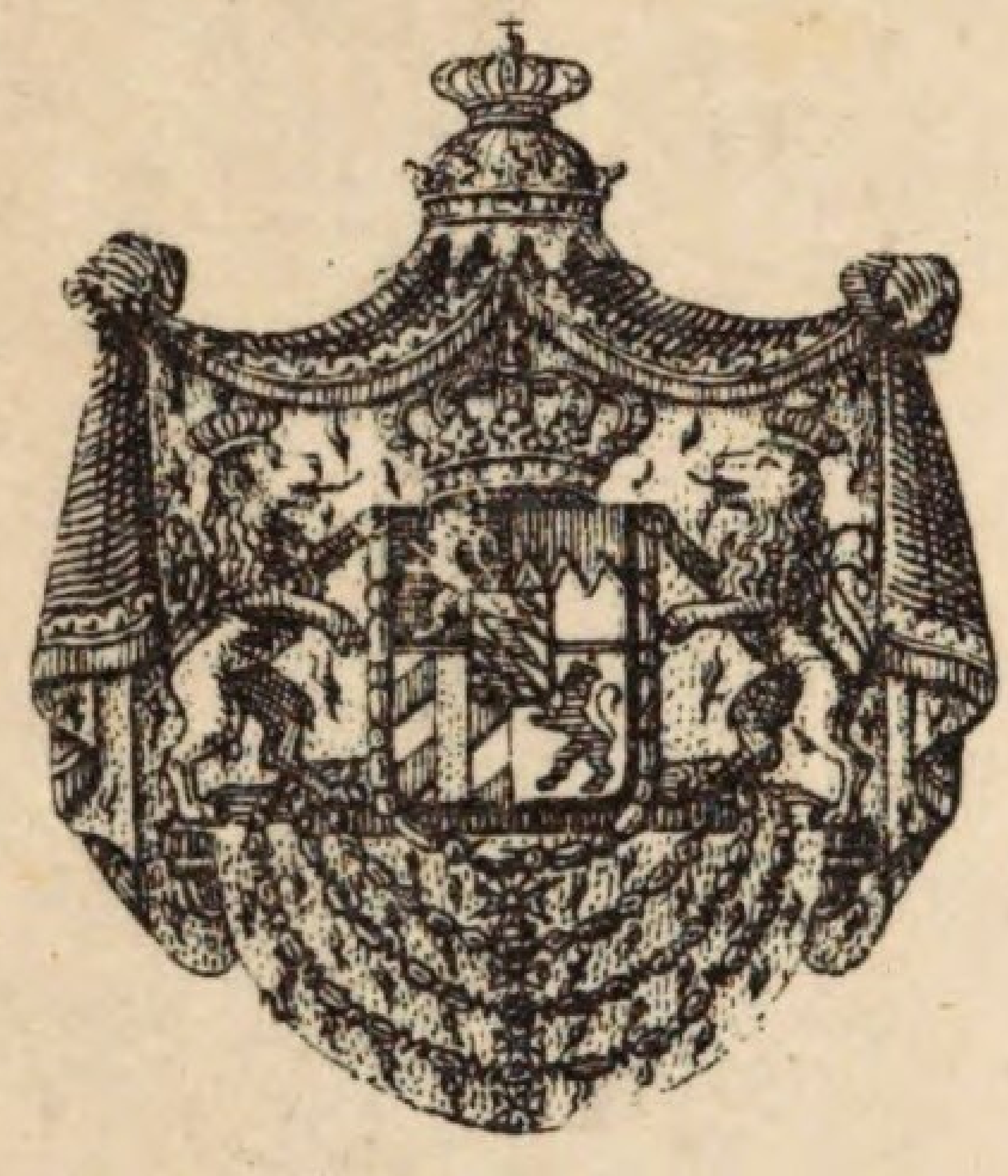
Paed. Pr.
3951.

Pr. 3951

Waibel



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Paed. 261 pk

Eine Hyacinthe

von

vier neuen Erzählungen.

Allen,

vorzüglich der Jugend und Jugendfreunden

gewidmet

von

Theodor Nelk.

Augsburg, 1844.

Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.

(F. C. Kremer.)

158 - B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite.
I. Der Räuberhauptmann	3
II. Die Pelzmütze	41
III. Das Fernrohr	57
IV. Das Spinnengewebe	81

I.

Der
Räuberhauptmann.

I.

Nahe an einem großen Eichenwalde hatte Rosina Sulzer ihr kleines Haus, das ganz einsam stand in Mitte ihres kleinen Angers, und zur Pfarre Altstätten gehörte. Ihr Gatte Johann Köberle war schon vor sechs Jahren gestorben. Das kleine, schon baufällige Haus und der kleine Anger waren die ganze Habe der Wittwe, die aber reich an Tugenden war. Sie hatte Niemand bei sich als ihre einzige Tochter Beatrix, die jetzt ein Alter von beiläufig zwanzig Jahren hatte. Beatrix war noch der einzige Trost und die einzige Freude der Mutter, weil sie eine liebenswürdige Unschuld, voll wahrer inniger Frömmigkeit, und sanftmüthig, demüthig und stillen Sinnes war. Aber beide hatten ein großes Leid und weinten oft, weil Rudolph, der einzige Sohn der Rosina, ein Räuber geworden, und jetzt, wie sie vor einiger Zeit durch den Pfarrer erfahren hatten, sogar Räuberhauptmann war.

An einem Abende im September saßen Mutter und Tochter nach dem Essen einsam an dem Tische bei einem

Lampenlichte von Schmalz. Beatrix nähte und Rosina strickte. Beide dachten an Rudolph mit schwerem Herzen. Nach einer Weile seufzte die Mutter und sprach: „Ach, wie unglücklich ist nun unser Rudolph, der einst ein so frommes Kind war! O, wie veränderlich sind doch die Menschen! Aus dem frommen Rudolph ward ein Räuber; und er, von dem wir so schöne Hoffnungen hatten, ist sogar Hauptmann von Räubern! Er zieht mit seiner Bande umher von Wald zu Wald! Er könnte jetzt ein Geistlicher, ein Arzt, oder ein Beamte seyn! Wie könnte er als Geistlicher die Ehre Gottes und das Heil der Menschen befördern! Wie viel könnte er der Menschheit als Arzt oder als Beamte nützen! Und ach, jetzt ist er ein Feind der Menschheit! Wie viel Schweiß vergoß sein Vater, um für ihn, als er studirte, einen Nothpfennig zu verdienen! Und nun sind alle diese Schweißtropfen fruchtlos geworden. Der unglückliche Rudolph stürzt sich ins ewige Verderben." — Bei diesen Worten der Mutter weinte Beatrix so sehr, daß sie zum Nähen nicht mehr sah; doch sie faßte sich wieder und sprach: „Liebe Mutter, wir wollen nicht verzagen. Der unendlich gütige Gott kann unsern Rudolph bekehren; wir wollen also an seinem ewigen Heile nicht verzweifeln. Wir beten so oft, täglich so oft für ihn; — wir thun es, so oft wir an diesem Tische mit einander beten; wir thun es so oft in der Kirche; wir thun es oft unter der Arbeit. Gott hört das Gebet von Rudolphs Mutter,

hört das Gebet von Rudolphs Schwester: — und Er, der so gern erhört, wird auch dieß unser Gebet erhören."

Jetzt klopfte draußen Jemand an einen zugemachten Fensterladen. Rosina stand mit verweinten Augen vom Tische auf, öffnete das Fenster und den Fensterladen, und fragte, was man wolle. Der Mensch draußen fragte leise: „Ist Niemand bei euch im Hause?" — Sie kannte die Stimme nicht, und antwortete: „Ich und meine Tochter sind ganz allein." — Der Mensch draußen nahm seine natürliche Stimme wieder an, und sprach: „Geliebte Mutter ich bin Euer Sohn; öffnet mir doch die Hausthür; ich muß mit Euch reden und mit meiner Schwester." — Mutter und Tochter eilten an die Hausthür; sie empfingen ihn mit zärtlichen Worten, die sie aber bei den großen Empfindungen des Herzens kaum sprechen konnten. — Wie sie mit ihm in die kleine Stube kamen, trat er an den Tisch hin, öffnete zwei Rollen und schüttete aus denselben große Goldstücke auf den Tisch. Jetzt sprach er: „Geliebte Mutter, und du, theure Schwester, glaubet doch nicht euer Rudolph vergesse euch; sehet, hier bringe ich euch bei tausend Gulden in Gold, um euch die Last eurer Dürftigkeit zu erleichtern."

Die Mutter erwiderte ihm aber: „Mein Sohn keinen Heller nehmen wir von dir an; denn alles, was du hast, ist fremdes Gut, ist Raub. Gott bewahre mich und meine Tochter, daß wir fremdes Gut von dir annehmen, und so uns deines Raubes theilhaftig machen." —

Er aber sprach: „Ich bitte euch, o Mutter und o Schwester, dieß Geld anzunehmen. Ein Räuber bin ich zwar und sogar Hauptmann von Räubern; aber ein liebloser Sohn, und ein liebloser Bruder bin ich doch nicht. Eure Dürftigkeit geht mir oft tief zu Herzen. Da ich nun mit meinen Räubern in diese Gegend kam, war es mein erster Gedanke, euch etwas zur Unterstützung zu bringen. Nehmet es an, ich bitte und beschwöre euch durch meine Liebe zu euch." — Aber die Mutter erwiderte ihm unter einem Strome von Thränen: „Mein geliebter Rudolph, mein innigst geliebter Sohn, ich bitte und beschwöre dich durch meine Liebe zu dir bekehre dich zu Gott; verlaß die Räuber; eile zurück vom Rande des ewigen Verderbens. Wenn du das thust, dann hält sich deine liebende Mutter wieder für glücklich, ja sogar für reich. — Sieh, dort an der Wand starb dein Vater, und seine letzten Worte waren: „O Gott, ich bitte Dich, laß meinen Sohn Rudolph nicht auf Abwege gerathen!" — Du bist aber auf Abwege gerathen, auf entsetzliche Abwege! O, kehre zurück auf den Weg der Tugend; ich bitte und beschwöre dich durch die letzten Worte deines sterbenden Vaters." — Rudolph stand in der schlichten Kleidung eines Bauerjungen da, die er zu diesem Besuche absichtlich gewählt hatte, nun von Schamröthe übergossen den Blick senkend, tief erschüttert. Und abermal sprach die Mutter: „Mein geliebter Rudolph, du warst gegen mich stets ein liebreiches Kind; o, so erzeige dich jetzt

als solches dadurch, daß du meine Bitte erhörest und mich erfreuest durch deine Bekehrung zu Gott. O, thu es; ich bitte dich durch deine Liebe zu mir."

Rudolph seufzte. Da fiel ihm seine Schwester zu Füßen faltete ihre Hände, und sprach: „O mein Bruder, mein innigst geliebter Bruder, ich bitte dich verlaß die Räuber, werde wieder der gute Rudolph, der du warst. Immer liebtest du mich zärtlich; und daß du mich noch zärtlich liebest, davon gibst du mir heute einen Beweis durch deinen Besuch und durch diese vielen Goldstücke, die hier auf dem Tische liegen. Ich würde zwar lieber sterben, als daß ich auch nur Eines derselben annähme; aber sie sind mir dennoch theuer, weil sie ein Zeichen deiner Liebe zu unsrer Mutter und zu mir sind. Ich bitte dich durch diese deine Liebe bekehre dich zu Gott; ich bitte dich mit gefalteten Händen und mit weinenden Augen." — Er wollte sie aufrichten, aber sie ließ es nicht geschehen und sprach: „Ich werde vor deinen Füßen liegen bis du meine Bitte erhörest. O, bekehre dich; deine Bekehrung wird vor den Augen unsrer Mutter und vor meinen Augen schöner und köstlicher seyn, als diese Goldstücke hier auf dem Tische. Du strebst nach Silber und Gold; du strebst nach Schätzen: o, so sei doch so weise, daß du nach dem strebest, was mehr werth ist, als alles Silber und alles Gold der Erde; sey so weise, daß du nach dem Einen wahren Schatze strebest, gegen den alle irdischen Schätze eitel, Nichts sind. Du kennst

diesen Einen wahren Schatz; du besaßest ihn einst. Erinnere dich, wie glücklich du warst, als du diesen Einen wahren Schatz besaßest. Ja, in deiner Unschuld und Frömmigkeit warst du wahrhaft glücklich. O, ich bitte dich werde es wieder!"

Rudolph weinte wie ein Kind. Das Herz war ihm zu voll er konnte nur sagen: O, wie gern zerbräche ich die Fesseln, die mich an dem Rande des ewigen Verderbens festhalten! Aber ich kann nicht." — Die Schwester noch immer auf den Knieen liegend und die Hände faltend, sprach zu ihm: O Bruder du kannst. Gott erbarmet sich auch deiner; Er will dir geben die Kraft der übernatürlichen Gnade, daß du zerbrechest deine Fesseln. Es ist auf Erden kein so großer Sünder, dem der unendlich Barmherzige nicht seine helfende Vaterhand reichen würde. Schon dein Wunsch deine Fesseln zu zerbrechen, ist das Werk von Gottes helfender Vaterhand. O ergreif diese Vaterhand; sie wird deine Fesseln zerbrechen; übergib dich ihr sie wird in dir das thun, was dir unmöglich zu seyn scheint."

Rudolph, dessen Kampf mit sich selbst immer größer wurde, seufzte. — Nach einer Weile sagte er: „Ich muß zurück in den Wald zu den Räubern. Vielleicht komme ich bald wieder zu euch." — Er nahm nun sogleich die Goldstücke zu sich und entriß sich der Mutter und der Schwester. Als er fort war, knieten sie beide an den Tisch hin und beteten für den Verirrten.

Er aber schritt nach dem großen Eichenwalde. Auf einem Hügel, auf dem hundertjährige Eichen sich erhoben, warf er müde von schwerem Kampfe mit sich selbst, seufzend sich nieder auf den feuchten Boden. So eben ging der Vollmond auf. Die schöne Gegend lag wie in milder Verklärtheit da vor Rudolphs Augen. Er sprach nach einer Weile: „O schöne Natur, so oft ich dich betrachte, machest du mir auf die feierlichste Weise die schwersten Vorwürfe! Ach, wie finster, wie grauenvoll ist mein Innerstes! — Du aber, o heimathliche Gegend sprichst es mir noch am stärksten aus, wie verdammlich ich geworden sey. Da drunten liegt der Anger um meine väterliche Wohnung; auf diesem Anger haben ich und meine Schwester uns so oft mit einander ergötzt an der Schönheit der Feldblumen. O, wie selig war damals mein unschuldiges frommes Herz! O Seligkeit der Unschuld und der Frömmigkeit! Ich habe diese Seligkeit verloren. Meine Schwester aber hat diese Seligkeit noch. O, wie lag in dieser Stunde meine Schwester, diese liebenswürdige Unschuld, auf ihren Knieen mit gefalteten Händen vor den Füßen eines verabscheuungswürdigen Räuberhauptmannes! Ihr Angesicht war wie das Angesicht eines Engels des Himmels. Welch ein Himmel blickte aus ihrem Auge durch die Thränen, mit welchen sie mich bat, daß ich mich zu Gott bekehre. Ich hielt ihren Blick nicht aus, weil aus meinem Auge nur eine Hölle blicken kann. Meine Schwester ist ein Engel; ja, das ist sie: und ach ich

bin ein Teufel geworden! Mein Leichtsinn auf der Hochschule, mein Schuldenmachen, mein dort verübter Zweikampf gaben Anlaß, daß ich mich flüchtete wie ein Missethäter und mich an Räuber anschloß; — unter diesen Menschen ward ich vollends ein Teufel. Und da ich an Einsicht und Entschlossenheit bald alle meine Miträuber übertraf, ward ich von ihnen zum Hauptmann erkoren, das ist, ich wurde unter Teufeln gleichsam der Lucifer. Und ich fühle eine Hölle in mir den ganzen Tag, und in so vielen schlaflosen Stunden der Nächte. Die Gewissensbisse, deren ich nie los werden kann, sind in meinem Innersten die leckenden Hölle-Flammen. Oder vielmehr sie sind in mir die Stimme Gottes, vor dem ich beben muß, wie auch der Teufel in der Hölle vor Ihm bebt." — Jetzt schwieg Rudolph in schweren Gedanken. Nach einer Weile sprach er: „Dort steht die Pfarrkirche, in der ich getauft wurde, und in der ich so oft betete. O, welche Himmelsfreuden fühlte ich dort im Gebete, besonders beim feierlichen Meßopfer! In dieser Kirche empfing ich meine erste heilige Kommunion; o, wie himmlisch waren mir da jene Augenblicke, in denen Jesus Christus in mir war; — mein Glaube an dessen Gegenwart unter Brodsgestalt war damals fester und wurzelte in meinem Herzen tiefer, als hier diese Eichen. In diesen seligen Augenblicken faßte ich den Entschluß ich wolle studiren, um einst ein Priester zu werden. Und ach, jetzt bin ich ein Räuber, ein Räuberhauptmann! — Verflucht seyn jene Bücher,

aus denen ich auf der Hochschule Verachtung der christlichen Frömmigkeit, stolze Zuversicht auf meine Vernunft und auf meine Geisteskraft, und endlich Gleichgültigkeit gegen die göttliche Offenbarung einsog! Ja, solche Bücher, deren jetzt die Welt voll ist, waren das erste Gift, das mein Herz verderbte. Nachdem mir alle Uebung der christlichen Andacht zum Ekel geworden, verhöhnte ich auch jene Mitstudenten, die sich noch an Andachtsübung hielten. Ich wurde immer leichtsinniger; ich war fortan nicht Student, um zu studiren, sondern um den Studenten zu spielen. Ich freute mich nur des Umganges mit solchen Studenten, deren Gesinnungen den meinigen glichen. Ich fiel immer tiefer; und so ward ich, was ich bin! Will ich denn aber bleiben, was ich bin?" — Jetzt stieg dem Rudolph ein sonderbarer Gedanke ins Herz. Er raffte sich vom Boden auf, und warf sich nieder auf die Knie; mit aufgehobenen Händen blickte er gegen den heiteren Himmel, und sprach: „O Du unendlicher Geist, der Du Himmel und Erde aus dem Nichts in das Daseyn gerufen hast, Du gabst mir diesen Gedanken ein, mir dem tief Gefallenen, mir dem großen Sünder! Ins Werk will ich den Gedanken setzen; er ist der schönste, den ich in meiner Lage fassen kann: — er ist schöner, als der aufgehende Vollmond."

II.

Die Räuberbande war um ein Feuer versammelt, das sie mitten auf einer kleinen Wiese angezündet hatten, die im großen Eichenwalde lag. Sie aßen und tranken, und plauderten mit einander buntes Zeug. Ratz, ein garstiger Mensch hatte vorgestern einem Arzte die Werke eines berühmten Dichters gestohlen; und jetzt wollte er einigen Kameraden aus einem Schauspiele dieses Dichters solche Stellen vorlesen, die ihm vorzüglich gefielen. Aber Runzler, ein barscher Mensch von gelbem Aussehen, sagte: „Sey still mit deinem Dichter; ich hab ihn schon als Student auf der Bierbank gelesen; er hat in dem Schauspiel, von dem du sagst, da und dort ein Geschwätz, worüber sogar solche Leute, wie Räuber sind, erröthen müßten. Schriftsteller, die solches Zeug in die Welt hinaussudeln, sollte man mit Ketten beladen, wie man uns thäte, wenn man uns erwischen würde." — „Potz Wetter! sagte der krumme Dudler zu Runzler; du bist gar noch ein Sittenprediger." — Runzler erwiderte: „Obschon ich ein Räuber bin auf Züchtigkeit halte ich dennoch viel. Und mit unverschämten Reden soll sich bei mir kein Mensch hören lassen; oder ich schlag' ihn auf's Maul, daß es ihm ein Jahr lang geschwollen bleibt." — Da sagte Spitzler ein wahres Affengesicht zu Runzler: „Es ist Schade, daß du kein Betbruder geworden bist. Du und der Hauptmann seyd gleich: —

wenn man vor euch zweien nur ein leichtsinniges Wörtlein fallen läßt, das euch unehrbar zu seyn scheint, so schneidet ihr ein Gesicht, wie ein Kapuziner." — „Halt dein Maul! erwiderte ihm Runzler; dir taugt unser Hauptmann freilich nicht; denn er hält dir zu viel auf Zucht und Anstand. Du wärest in deinen Reden gern eine Sau; kommt es aber auf Muth und Entschlossenheit an, wenn Soldaten oder Streifer uns überfallen wollen, dann bist ein Kerl, wie manches milchbärtige Officierlein, das hinter dem Zechtisch ein so ungewaschenes Maul hat wie du." — Bärentatz fiel dem Runzler ins Wort und sagte zu ihm: „Bruder du hast Recht; Spitzler ist eine Henne, ein Hasenfuß; neulich, als man uns nachsetzte, blieb er drei Tage in einem hohlen Baume versteckt, und tröstete sich mit einigen Würsten und mit einer Branntweinflasche." — „Kerl, sagte Spitzler, das ist erlogen." — „Was, erlogen? rief ihm Schnautzer zu; du hast es mir vorgestern ja selbst erzählt, als du Abends vom Branntwein ein Räuschlein hattest."

Jetzt rief ihnen Quergoscher mit seiner furchtbaren Baßstimme zu: „Streitet nicht so mit einander; ihr seyd lauter Ehrenmänner, wie ich einer bin. Ich trinke euch allen auf Gesundheit mit dem goldenen Becher, den ich neulich der Aebtissin des Klosters Lilienheim aus ihrem Zimmer gestohlen habe, während sie mit ihren Klosterfrauen in der Kirche betete." — Langfinger sagte aber zu ihm: „Prahle nicht so; der Becher ist ja nicht

golden; und so pfiffig bist du nicht, daß du ins Zimmer einer Aebtissin kämest. Du hast noch kein Meisterstück gemacht, so lange du bei uns bist; zum Schneckenfangen wärest du der Rechte."

Graumaus mit seinen rothen Haaren und triefenden Augen gab, bereits ein wenig betrunken sich jetzt ein besonderes Ansehen und rief so laut, daß die ganze Bande es hören konnte: „Horchet alle; mir liegt schon ziemlich lange etwas auf dem Herzen; ich will's euch nun sagen; machet dann selbst eure Gedanken darüber. Es ist dies: ich weiß nämlich nicht, ob wir unserm Hauptmann trauen dürfen. Der Kerl ist schwermüthig; er hat noch zu viel Christenthum im Leibe. Er ist allzu gern allein; es stecken Grillen in seinem Kopf und wann er allein ist, so singen sie laut." — Da fiel ihm Weishaupt in die Rede und sagte: „Du schwätzest wieder einmal etwas Gescheites; Gimpel! wenn der Hauptmann allein ist, kann ja Niemand seine Grillen singen hören. Allein ist er aber oft, um recht pfiffige Plane auszudenken. Wenn wir ohne sein Geheiß etwas thun, so ist es allemal nur ein plumpes Schelmstück; aber was auf sein Geheiß geschieht, das ist allemal etwas Ausstudirtes und fällt glorreich aus. Gewiß auch heute ersinnt er einen Plan, der uns mehr eintragen wird, als ein Graumaus seine ganze Lebzeit erwischen könnte." — Graumaus sagte: „Limmel, so laß mich nun doch ausreden! Horchet also alle und seyd, wenn's möglich ist, nur fünf

Minuten lang still. — Schon vor einiger Zeit belauschte ich unsern Hauptmann, als er im Dickicht eines Waldes wieder allein war. Er bemerkte mich nicht; da sangen seine Grillen laut. Er sprach zu sich selbst so laut, daß ich es deutlich vernehmen konnte; er sprach nämlich: „Ach, was bin ich geworden! Wie wird meine gute fromme Mutter jammern über die Verirrungen ihres Sohnes! Wie wird meine Schwester, die so edelmüthig ist über ihren einzigen Bruder weinen! Oder fluchen sie mir vielleicht, weil ich ihre schönen Hoffnungen getäuscht habe, und sogar ein Räuber geworden bin? Nein, das können sie nicht; sie sind zu gut. Sie fluchen mir nicht; sie beten für mich, wie es mein seliger Vater in der Ewigkeit thut. Wie, ich spreche das Wort „Ewigkeit" aus? ich, der ich, in meiner Gewissensangst, mich schon oft bereden wollte es gebe keinen Gott, keine Ewigkeit. Aber nie konnte ich mich bereden, daß es keinen Gott, keine Ewigkeit gebe. Weh mir! Weh mir! Es ist ein Gott; es ist ein Schöpfer, der seine Geschöpfe regiert, der den vernünftigen Wesen, die Er erschuf, Gesetzgeber ist, und ihnen nach ihren Werken vergilt in endloser Ewigkeit. Weh mir! Weh mir!" — So sprach er. Nun schlich ich davon. Aber das sage ich euch; ein Hauptmann mit solchen Grillen ist uns nicht getreu. Ihr werdet sehen, er verläßt uns." — Da sprach Zwacker zu Graumaus: „Ei, ei, hast du überflüssigen Kummer. Es ist keiner unter uns, dem, wann er allein ist, und

auch sonst oft, nicht der Gedanke kommt, es gebe einen Gott, eine Ewigkeit. Und Leuten, wie wir sind, kann denn bei diesem Gedanken nicht wohl zu Muthe seyn. Wir vertreiben den Gedanken an Gott und an Ewigkeit aber mit hitzigen Getränken, mit unsern närrischen Geschwätzen, und mit lustigen Liedern. Aber die ernsten Gedanken an Gott, an sein Gericht an seine ewige Vergeltung plagen uns doch immer wieder, wie einen schmutzigen Bettler die Gewandläuse. Und wenn dich mein lieber hochweiser Graumaus solche Gedanken gar nie plagen; dann bist du unter uns allen der schlechteste Mensch."

Spitzler hatte während der Erzählung des Graumaus einen starken Schluck aus seiner Branntweinflasche gethan; und jetzt hüpfte er auf, und sagte: „Seitdem ich Mitglied unsrer löblichen Gesellschaft bin, singe ich mir am liebsten dies schöne Liedlein, das ich selbst für mich gemacht habe:

„Geh' ich vorbei am Rabensteine,
So blinz' ich nur das rechte Auge zu,
Und denk'; Du hängst mir wohl alleine;
Wer ist ein Narr, ich oder du?"

Da sagte Runzler zu Spitzler: „O du kindischer Prahler! Dies Liedlein steht in dem Schauspiel, aus dem du uns vorlesen wolltest. Das Liedlein hast du gestern oder heut' auswendig gelernt; und jetzt gibst du's für dein eigenes Kunststück aus. Wenn du aber Liedlein machen kannst, so mache einmal eins vom Spitzler im hohlen Baume."

— Da lachte Fuchsschwanz laut auf und sagte zu Spitzler: „Wenn du einen am Galgen hangen siehst, darfst du nicht fragen: „Wer ist ein Narr, ich oder du?" — Denn der Narr bist immer du."

Jetzt schritt der Hauptmann heran zur Bande, — ein hoher, starker, stattlicher Mann. Sie alle riefen ihm entgegen: „Es lebe unser Hauptmann!" Und als er unter sie trat, sagte Zwacker zu ihm: „Hast wieder einen herrlichen Plan ausgedacht? In dieser Gegend haben wir noch nichts geraubt; nur Gabler hat heute sein Meisterstück gemacht im kleinen Weiler drüben, da er einem Branntweinbrenner eine große Flasche Holzapfelbranntwein wegnahm." — Der Hauptmann erhob seine wohltönende Stimme und redete die Bande an: „Brüder ich habe heute Abends, als ich wieder allein war, einen großartigen Plan gefaßt. Gelingt er mir, dann habet ihr einen Gewinn gegen den alle bisher gemachten Vortheile nur gering, ja wie nichts sind. Die Sache erheischt aber die stillste Vorbereitung, deßwegen muß ich sogleich wieder fort, und zwar ganz allein. — Unsre Gegenwart in diesem Walde seit gestern Abends ist in den Dörfern noch unbekannt. Ich gebiete euch, daß ihr alle euch morgen den ganzen Tag im Walde versteckt haltet; und somit soll morgen ja keiner auf Raub ausgehen. Lebensmittel habt ihr für morgen und übermorgen genug. Am Abende, wann's dunkelt, zündet hier wieder ein großes Feuer an, und seyd lustig und guter Dinge. Um diese Zeit, oder

vielleicht etwas später, komme ich wieder zu euch. — Jetzt aber begebet euch zur Ruhe. Ich wiederhole mein Verbot wegen des Raubes."

Die Bande verließ nun das große Feuer auf der kleinen Wiese, — und versteckte sich in dem Walde.

III.

Rudolph eilte nach der väterlichen Wohnung zurück. Als er hinkam, klopfte er an das Fenster, dessen Laden noch nicht zugemacht war. Die Mutter und Beatrix knieten noch am Tische beim Lampenlichte und betheten für Rudolph. Die Mutter ging jetzt an's Fenster, öffnete dasselbe, und fragte, wer draußen sei, obschon sie beim ersten Anblick wohl selbst meinte, der Mensch draußen, der beim Mondscheine da im Schatten des Hauses stand, könnte Rudolph seyn. Er antwortete ihr: „Mutter, Euer Sohn ist es; ich war der verlorne Sohn; ich habe mich aber zu Gott bekehrt; öffnet Euerm zurückgekehrten Sohne die Hausthür. Ich muß Euch und meiner Schwester sagen, was mein gutes Vorhaben sey." — Wie Beatrix diese Worte hörte, sprang sie vom Gebethe am Tische auf und sprach voll Freude: „O himmlischer Vater sey hochgepriesen für die Bekehrung meines Bruders; sie ist das Werk des allmächtigen Armes deiner unendlichen Barmherzigkeit." — Beide eilten zur Hausthür, und führten

den Rudolph herein in die Stube. Wie er in der Stube war, kniete er vor der Mutter nieder und sprach mit weinenden Augen und gefalteten Händen: „O Mutter, verzeihet mir meine große Verirrung; vergebet mir, daß ich Euer Mutterherz so tief gekränkt habe. Vergebet mir und segnet mich!" — Mit Thränen der neuen Mutterfreude sprach sie: „Mein Kind, ich vergebe dir, wie dir der himmlische Vater vergibt; und Er segne dich und sein Sohn und der heilige Geist." Jetzt richtete sie ihn auf. Nun sagte er zur Schwester: „Auch du vergib mir, daß ich die Ursache deiner so vielen bittern Thränen war!" — Holdselig, wie ein himmlisches Wesen, sprach sie zu ihm: „O Bruder, du bist jetzt meine Freude wieder, wie du sie ehemals warst."

Nun sagte Rudolph: „Setzen wir uns an den Tisch; vernehmet mein Vorhaben; es ist ein gutes. — Als ich auf dem Hügel, auf welchem die Eichen emporragen, in ernsten schweren Gedanken verweilte, nachdem ich heute von euch weggegangen war, gab mir der unendlich Barmherzige dies Vorhaben ein. Ihr nahmet die tausend Gulden, die ich euch brachte nicht an, weil es fremdes Gut sei; und ihr hattet Recht. Es ging mir tief zu Herzen, daß ich euch nur Geraubtes hatte geben können, um eurer Dürftigkeit abzuhelfen. Ihr sollet aber nun durch mich mehr Geld bekommen, das ihr mit gutem Gewissen annehmen dürfet. Es sind von der Staatsregierung demjenigen, der mich entweder tödten oder lebendig an eine

Behörde einliefern wird, tausend Dukaten versprochen. Nun sehet, ich bin euer Gefangener; liefert mich durch den Gemeinde-Vorsteher an das Landgericht ab; und ihr bekommt unfehlbar die tausend Dukaten. Auf diese Weise wird eurer Dürftigkeit abgeholfen."

Sie staunten über diese Rede, die sie aber auch mit Schrecken erfüllte. Die Mutter sprach: „O mein Sohn, wie groß ist deine Liebe zu uns! Aber eine so liebende Mutter wie ich dir immer war, kann ihren Sohn nicht an's Gericht ausliefern." — Und Beatrix sagte: „Eine so liebende Schwester wie ich dir immer war, kann es auch nicht thun." — Rudolph erwiederte ihnen: „Ich bitte, thuet es; ich bitte euch inständigst. Meine Bitte ist eine schöne Bitte; und eine schöne Bitte eines Sohnes soll auch eine Mutter erhören, und eine schöne Bitte eines Bruders soll auch eine Schwester ihm nicht abschlagen. Würdet ihr meine Bitte nicht erhören, so würde ich mich dennoch dem Gerichte stellen; dann aber hätte ich nicht die Freude, durch die tausend Dukaten eurer Dürftigkeit abgeholfen zu haben; es wäre also gewisser Maaßen wider die Liebe, die ihr zu mir habet, wenn ihr mir diese Freude nicht zu Theil werden ließet." — Die Mutter erwiederte ihm: „Aber, mein geliebter Sohn, stellst du dich dem Gerichte, so wirst du hingerichtet. Gott fodert von dir doch nicht, daß du selbst dich dem Gerichte stellest; wenn du die Räuber verlässest, und fortan tugendhaft lebst, und Buße übest, so ist Gott mit dir zufrieden.

Ach, mein Mutterherz würde brechen, wenn du hingerichtet würdest; und dies geschieht ohne Zweifel, wenn du dich dem Gerichte stellst." — Rudolph entgegnete ihr: „Aber geliebte Mutter, schön ist es doch auch, wenn ich dies thue, und auf solche Weise freiwillig mich der Hand strafender Gerechtigkeit übergebe. Werde ich dann hingerichtet, so hat mein Tod etwas Schönes an sich, da ich mich freiwillig in denselben hingab. Mein Vaterland hat dann einen Beweis, Euer Sohn habe sich wahrhaft zu Gott bekehrt, und er habe zur Abbüßung seiner Sünden sterben wollen." — Die Mutter wußte ihm nichts einzuwenden. Beatrix aber sagte zu ihm: „Geliebter Bruder, deine Bekehrung zu Gott ist nicht nur wahrhaft, sondern auch heldenmüthig. O, wie wird unser verstorbener Vater sich über sie am Throne Gottes erfreuen! Aber meinem Schwesterherzen will deine Bekehrung gewisser Maaßen zu heldenmüthig seyn; denn es bebt bei dem Gedanken, du werdest hingerichtet werden." — Er erwiederte ihr: „Bedenk aber, daß es gerecht ist wenn man mich hinrichtet; dein frommer Geist kann mir's also nicht wehren, daß ich mich dem Gerichte stelle; dein Schwesterherz möchte wohl gern es mir wehren, aber dein Geist muß es gutheissen."

Jetzt schwiegen alle drei eine Weile. — Endlich nahm Rudolph wieder das Wort und sprach: „In meinem Vorhaben liegt noch etwas. Ich will nämlich dem Landgerichte verhülflich seyn, sich der ganzen Räuber-

bande zu bemächtigen. Diese Bande könnte der Menschheit noch viel schaden; ich halte es für meine Pflicht, sie, die auch besonders durch mich viel geschadet hat, unschädlich zu machen. Es ist auch das Beßte, was ich zum wahren Wohle meiner Räuber thun kann; denn so bringe ich sie von ihrer Lasterbahn weg; und sie werden sich gedrungen fühlen, sich auch zu Gott zu bekehren. Nun aber liebe Mutter, ich bitte Euch, eilet sogleich hinüber ins Pfarrdorf, und holet den Gemeinde-Vorsteher in unser Haus."

Die Mutter eilte nun hinüber nach dem Pfarrdorfe. Wie sie in dasselbe kam, schlug es im hohen Kirchthurme zwölf Uhr. Der Vorsteher, ein wackerer Mann, ging ungesäumt mit ihr herüber. Wie er in die Stube trat, sprach Rudolph zu ihm: „Vor Euch, Herr Gemeinde-Vorsteher erkläre ich, daß ich der Gefangene meiner Mutter und meiner Schwester bin, und daß ich von ihnen durch Euch dem Landgerichte abgeliefert werde. Sie haben also giltigen Anspruch auf die tausend Dukaten, die von der Staatsregierung auf meinen Kopf gesetzt sind." — Der Vorsteher erwiederte ihm: „Was Ihr heute thut, davon wird man in unserm Dorfe erzählen, so lange dies bewohnt seyn wird. Eure Mutter hat es mir auf dem Wege herüber umständlich erzählt; auch hat sie mir gesagt, Ihr wollet dem Landgerichte verhülflich seyn, sich der ganzen Räuberbande zu bemächtigen; auch dies verdient alles Lob." — Rudolph sagte zu ihm:

„Es ist aber nöthig, daß Ihr mit mir sogleich in die Stadt gehet, auf daß der Landrichter frühzeitig genug die gehörigen Vorkehrungen machen kann. Ich bin also in Euerer Gewalt; daß Ihr mich bindet, ist unnöthig; denn mich bindet die Liebe zu Gott, dem ich für meine Missethaten Buße thun will sogar durch den Verlust meines Lebens; und mich bindet auch die Liebe zu meiner Mutter und zu meiner Schwester." —

Der Vorsteher und Rudolph eilten zu Fuß nach der Stadt. Der Vollmond verschönerte ihnen den Weg. Um fünf Uhr Morgens kamen sie in der Stadt an. Bei dem Landrichter, der überaus thätig war, und immer schon um fünf Uhr Morgens aufstand, durften sie sich sogleich anmelden lassen. Er ließ sie ungesäumt vor sich. Rudolph trug ihm die Geschichte seiner Verirrungen und seiner Bekehrung umständlich vor. Der Landrichter klopfte ihn freundlich auf die Achsel und sprach: „Ich sehe zwar in Eurer Person einen Räuberhauptmann, aber auch einen edelmüthigen Sohn einer guten Mutter und einen liebevollen Bruder einer liebevollen Schwester. Und Euer Antrag, dem Landgerichte verhülflich zu seyn, sich der ganzen Räuberbande zu bemächtigen, verdient alle Anerkennung." — Da sagte Rudolph: „Ich bin zwar nicht würdig, für meine Bande der Fürbitter zu seyn; aber die Liebe zu diesen Menschen dringt mich dennoch, die Bitte an Sie, Herr Landrichter, zu wagen, daß Sie sich bei unserm Landesregenten, dessen väterliche Milde hoch

gepriesen wird, gütigst verwenden wollen, daß dieselben nicht hingerichtet, sondern auf immer in Strafarbeitshäuser, deren unser Staat mehrere hat, gethan werden. Ich bitte um diese Gnade den Landesvater durch Sie, Herr Landrichter. Mich selbst aber soll man hinrichten; ich habe den Tod tausendmal verdient; als Hauptmann der Bande bin ich des Todes noch schuldiger, als es meine Räuber sind. Für mich selbst bitte ich Sie also, Herr Landrichter, nicht um Verwendung beim Landesvater; nur für meine Räuber flehe ich Sie um solche Verwendung an. — Der Landrichter, dem diese Rede überaus wohlgefiel, versprach ihm, er wolle sein Möglichstes thun. Dann sagte er zu Rudolph: „Auf welche Weise können wir aber uns der Bande am sichersten, und, so viel möglich ist, ohne Blutvergießen bemächtigen?" — Rudolph antwortete ihm: „Gestern Abends spät gebot ich den Räubern, sich heute im Walde versteckt zu halten, und nicht auf Raub auszugehen; ferner sagte ich ihnen, heute Abends, wann es bereits dunkle, sollen sie auf der kleinen Wiese, die im großen Eichenwalde liegt, ein Feuer anzünden, und sich belustigen; ich versprach ihnen, daß ich dann zu ihnen zurückkehren werde. Sie beobachteten meine Befehle immer genau; sie werden es auch diesmal thun, und zwar um so mehr, da ich ihnen gesagt habe, ich habe einen großartigen Plan, der ihnen einen Gewinn verschaffen werde, gegen den alle bisher gemachten Vortheile nur gering, ja wie

nichts seyen. — Machen Sie nun, Herr Landrichter, Anstalt, daß zweihundert Mann bewaffnet werden. Diese bewaffnete Mannschaft lassen Sie nach Altstätten ziehen; — bis an's Dorf hin begleite ich sie, aber ohne Waffe, und nur in dieser meiner schlichten Kleidung eines Bauerjungen. Abends um acht Uhr gehe ich ganz allein in den Wald zu den Räubern. Der Vorsteher von Altstätten, welcher des großen Eichenwaldes ganz kundig ist, führe dann um halb neun Uhr die bewaffnete Mannschaft in möglichster Stille in den Wald; die Mannschaft umgebe jene kleine Wiese, doch so, daß sie sich im Walde verborgen halte. Sind die Räuber in ihrer lärmendsten Belustigung, dann falle die bewaffnete Mannschaft über uns her. Es sind nur acht und vierzig Räuber; sie werden sich übermannt sehen. Zudem werden sie auf der Wiese beim Feuer ihre besseren Waffen kaum bei sich haben; diese werden wohl im Walde versteckt seyn; und somit können die Räuber um so weniger an einen ernstlichen Widerstand denken. Manche werden schon ziemlich trunken seyn. Mehrere von den Räubern sind mehr diebisch, als kriegerisch. Ich werde mich so hinstellen, daß man mich leicht ergreifen kann; und sehen sie, ich sey ergriffen, so wissen sie sich keinen Rath; auch werde ich sie ermahnen, nicht einen Widerstand zu thun, der fruchtlos wäre. Auf solche Weise kann man sich der ganzen Bande ohne Blutvergießen bemächtigen." —

Dem Landrichter gefiel der Vorschlag, und er sagte,

er wolle alles zur Ausführung desselben veranstalten; er fügte noch bei: „Wenn Amtsgeschäfte mich nicht hindern, so werde ich den Streifzug wohl selbst mitmachen."

IV.

Die Räuber machten am Abende auf der kleinen Wiese, sobald es dunkelte, ein großes Feuer. Sie aßen und tranken. Nach dem Essen sangen sie eine Zeitlang lustige Lieder. Hernach tanzten einige mit einander; Vierfraß spielte auf seiner Flöte dazu. Einige spielten, auf dem Boden sitzend nahe am Feuer, Karten. Andere schwatzten buntes Zeug.

Spitzler, dem die Branntweinflasche die liebste Unterhaltung war, sagte jetzt: „Das war ein verteufelt langweiliger Tag. Wir mußten uns heute versteckt halten, wie Mäuse vor den Katzen. Ein verlorner Tag war's; denn nicht Einer von uns eroberte etwas." — Ihm entgegnete Runzler: „Dir darf ein solcher Tag ganz und gar nicht sonderbar vorkommen; denk du nur an deine drei Tage im hohlen Baume." Da lachte der großbäckige Feller, und sagte: „Wenn Spitzler wegen seiner Heldenthaten in den Adelstand erhoben wird, so muß in seinem Wappen ein hohler Baum stehen."

Der stumpfnäsige, schielende Koboldler sagte: Kameraden! heute war ein herrlicher Tag! Nachdem ich um sieben Uhr Morgens erwacht war, that ich mir gütlich mit einem Stück Speck und Schwarzbrod und meinem Branntweinfläschlein; dann schlief ich wieder ein; und wann ich wieder erwachte, war ich zu faul zum Aufstehen, bis es Mittag wurde. Nachmittags legte ich mich wieder nieder, und war bald schlafend, bald halbwach, bis es Abend wurde. Jetzt aber bin ich ganz wach. Mir ist die Nacht zum Wachen lieber, als der Tag. Am liebsten wär' ich eine Fledermaus!" — Der gallsüchtige Krall entgegnete ihm: „Mein hochwerthester Koboldler, eine Fledermaus zu seyn, darfst du dir nicht erst wünschen; du bist schon lange eine Fledermaus. Meinst, wir wissen's nicht, wie du sowohl dem Hauptmann, als dem Breitmaul hübsch thust, obschon du weißt, Breitmaul sei heimlich ein abgesagter Feind des Hauptmannes, weil er gern selbst Hauptmann wäre." — Breitmaul stand in einiger Entfernung, und hörte diese Rede nicht; jetzt aber schrie er aus vollem Halse: „Wäre ich Hauptmann, dann gäbe es keine so unnütze leere Tage, wie der heutige war. „Täglich etwas," das wäre mein Wahlspruch." — Ihm rief Gram zu: „Wenn du Hauptmann wärest, dann hieße es: „Täglich fast nichts." Unter dir wäre unsre Gesellschaft nur ein Bettelgesindel. Aber unter unserm würdigen Hauptmanne gleichen wir einem wohlgeordneten Kriegsheere, dessen Name schon den Leuten Ehrfurcht

einflößt.“ — Da lachte Vierfraß, dem unterdessen das Spielen auf seiner Flöte verleidet war, und sagte: „Ah, ein wohlgeordnetes Kriegsheer, dessen Name schon den Leuten Ehrfurcht einflößt! Da heißt es wohl: „Eigenes Lob stinkt.“ — Säbler sagte zu Vierfraß: „Ohne dich besteht unser Heer, den Hauptmann eingerechnet, aus acht und vierzig Mann; aber mit dir besteht es aus zwei und fünfzig Mann; denn du frissest für vier.“

Der blasse, schwerfällige Hasler jammerte: „Mir ahnet es den ganzen Tag, mit uns nehme es bald ein schlechtes Ende. Ist die Birne reif, so fällt sie.“ — Lachend erwiederte ihm Gaustreifer, ein pudelnärrischer Mensch: „Du fällst nicht, wann du reif bist; dich henkt man.“

Kienruß war auch schon ziemlich betrunken, und sagte: „Ueber unsern Hauptmann muß ich sagen, was ich denke. Man redet überall über die Obrigkeit, wie's den Leuten in's Maul kommt; es ist zwar nicht schön: aber über unsern Hauptmann rede ich nicht, was mir ins Maul kommt, sondern, was mir in den Kopf kommt. Das ist doch ein Unterschied; oder nicht?“ Also zur Sache: unser Hauptmann ist ein ausgemachter Hauptmann! Manche Räuberbande müßte uns um ihn neidig seyn. Nur ist der Kerl immer zu weichherzig; schon oft, wann wir sengen und brennen wollten, hielt er uns davon ab. Und hat einer von uns irgend einen Menschen getödtet, so sieht man den Hauptmann den ganzen Tag

mit verweinten Augen umhergehen." — „Ha, fiel ihm Kugelbeisser in's Wort, dich sieht man den ganzen Tag mit verbranntweinten Augen umhergehen." — Kienruß machte gegen Kugelbeisser eine Fratze und sagte lallend: „Mit verbranntweinten Augen! Das ist wieder einmal ein hochstudirter Ausdruck aus dem Maul eines Sprachmeisters, den man wegen seiner hübschen Zwackereien überall verjagte, und den unser Hauptmann nur aus Weichherzigkeit in unsre Gesellschaft aufnahm."

Jetzt schritt Rudolph majestätisch heran. Die Räuber riefen ihm entgegen: „Es lebe der Hauptmann!" Er trat unter sie hin, und sprach mit erhobener Stimme: „Brüder, mein großartiger Plan glückt. Ich versichre euch abermal, er werde euch einen so großen Gewinn verschaffen, daß gegen ihn alle bisher erlangten Vortheile gering, ja wie nichts sind. Aber mittheilen kann ich euch den Plan jetzt nicht." — Rückenfest, der Furchtsamste unter allen, fragte ihn: „Kann es aber bei der Ausführung des großartigen Planes nicht etwa zu einem Kampfe kommen?" — Lächelnd antwortete ihm der Hauptmann: „Gewiß nicht; ich habe alles so eingeleitet, daß ich sicher hoffen kann, es komme zu keinem Kampfe." — Und allen rief er laut zu: „Seyd lustig und guter Dinge! Mein Kopf ist müde; ich will mich mit euch erlustigen."

Die Bande jauchzte und pfiff und jodelte vor Freude über des Hauptmanns großartigen Plan. Man trank

einander auf Gesundheit, und mehr als zehnmal rief die Bande: „Es lebe der Hauptmann! Es lebe sein großartiger Plan!“ — Selbst der blasse, schwerfällige Hasler wurde munter, und sagte: „Ei, mit meiner Ahnung, es nehme mit uns bald ein schlechtes Ende, war's nichts; jetzt bin ich wieder gern Räuber!“ — Der Hauptmann that auch lustig, und viel traulicher, als sonst. Deßwegen sagte Spitzler überlaut: „So lustig, und so traulich war unser Hauptmann noch nie. Sein Plan muß ganz vortrefflich seyn, da er ihn selbst so freut.“

Nachdem die lärmende Belustigung der Bande in Rudolph's Gegenwart eine Zeitlang gedauert hatte, stürzte die bewaffnete Mannschaft ringsum aus dem Walde über die Bande her. Der Landrichter war selbst darunter. Den Rudolph ergriff man zuerst, und band ihm mit einem Stricke die Hände auf den Rücken, und schloß ihm die Füße mit eiserner Kette. Einige von der Bande, obschon sie bei sich keine Waffen hatten, sprangen heran, um ihn zu retten; er aber rief ihnen zu: „Brüder, schonet euer Blut, ihr könnet mich nicht retten.“ — Und mit starker Stimme rief er der ganzen Bande zu: „Brüder, Gegenwehr ist hier fruchtlos, zumal da ihr keine Waffen bei euch habet. Ergebet euch; wir sind übermannt.“ — In wenigen Minuten waren allen Räubern die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden, und die Füße geschlossen mit eisernen Ketten.

Der Landrichter schritt zu Rudolph hin, und sprach

mit funkelnden Augen und in strengem Tone: „Bist also du der Räuberhauptmann?“ — Er antwortete: „Ich habe das Unglück, daß ich es war.“ — Der Landrichter foderte ihn auf, ihm anzuzeigen, wo die Waffen und die Beuten der Bande seyen. Rudolph antwortete ihm: „Alles wird man an dieser Wiese herum in dem Walde finden; geraubtes Geld mögen manche in ihren Taschen haben; ich habe in meiner Westen-Tasche Goldstücke, die auch ein Raub sind.“ — Es waren jene Goldstücke, welche er seiner Mutter und seiner Schwester hatte geben wollen, die sie aber nicht angenommen. — Der Landrichter befahl, fünfzig Bewaffnete sollten hier bleiben, morgen aber im Walde alle Waffen und Beuten der Räuberbande einsammeln und an's Landgericht einbringen.

Und nun zog man mit den Gefangenen ab. Die einen derselben jammerten, die andern fluchten; Hasler seufzte und sprach: „So war denn doch etwas an meiner schweren Ahnung, es nehme mit uns bald ein schlechtes Ende.“ — Breitmaul sagte: „Da haben wir's mit dem großartigen Plane unsers hochgepriesenen Hauptmannes; — der Kerl hätte zuerst auf unsre Sicherheit denken, und nicht zuerst von einem großartigen Plan uns vorschwatzen sollen. Wär' ich Hauptmann gewesen, es wär' uns nicht so ergangen.“

Der Landrichter blieb mit Rudolph und mit dem Vorsteher von Altstätten absichtlich in einiger Entfernung zurück hinter dem Zuge. Nun ließ er dem Rudolph

Band und Fessel abnehmen. Er kehrte mit dem Vorsteher und Rudolph bei dessen Mutter ein. Er sprach zu Rudolphs Mutter: „Daß Ihr und Eure Tochter die geraubten Goldstücke, die Euer Sohn euch geben wollte, nicht annahmet, war schön. Und sehet, es war die Veranlassung, daß Euer Sohn sich zu Gott bekehrte, und daß durch ihn eine verderbliche Bande eingezogen wurde. So große und so schöne Folgen hatte euer gerechtes und schönes Benehmen. Ich weiß, daß Euch und Eure Tochter diese Folgen mehr erfreuen, als euer voller Anspruch auf die tausend Dukaten, die auf Rudolphs Kopf gesetzt sind."

V.

Ueber die Räuber und ihren Hauptmann wurde nach kurzer Zeit von dem obersten Gerichte die Verurtheilung zum Galgen ausgesprochen. Der Landesregent bestätigte diese Verurtheilung, und sie wurde dem Rudolph und seinen Räubern angekündigt. Jedoch erging vom Regenten nach drei Tagen eine Begnadigung, der zufolge die Räuber auf ihre ganze Lebenszeit in Strafarbeitshäuser vertheilt werden sollten, ihr Hauptmann aber auf fünf Jahre in ein Zuchthaus gethan, jedoch darin schonend

behandelt werden sollte; und nach Verlauf dieser fünf Jahre sollte er frei seyn. In dem Begnadigungsschreiben, das zuerst dem Rudolph allein, und dann auch seinen Räubern vorgelesen wurde, drückte der Landesregent großes Wohlgefallen an Rudolphs Bekehrungsgeschichte und insbesondre auch daran aus, daß er dem Landgerichte verhülflich war, sich der Bande zu bemächtigen. Im Begnadigungsschreiben hieß es ausdrücklich, die Räuber haben der Fürbitte Rudolphs, die er durch den Landrichter an den Regenten gethan habe, die Begnadigung zu verdanken.

Eines Tages trat der Landrichter mit dem Vorsteher von Altstätten ins Haus der Mutter Rudolphs. Zuerst meldete er ihr und ihrer Tochter die Begnadigung der Räuber und die noch größere Begnadigung Rudolphs. Sie wußten, daß der Landrichter die Bekehrungsgeschichte Rudolphs ganz umständlich an den Landesregenten berichtet hatte, und sie dankten ihm mit Freudenthränen. Der Landrichter sagte: „Ich bin schon zwanzig Jahre Landrichter; aber unter allem Sonderbaren, das zeither in meinem Amtsbezirke vorfiel, ist Rudolphs Bekehrung das Sonderbarste und für mich das Ansprechendste. Die Liebe zur Mutter und die Liebe zur Schwester waren in Rudolphs verirrter Seele gleichsam das Band, durch das ihn der unendlich gütige Gott wegzog vom Rande des ewigen Verderbens. So oft ich an Rudolphs Bekeh-

rungsgeschichte denke, erinnere ich mich an Jesu Worte, „daß im Himmel mehr Freude seyn werde über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ — Jetzt zog der Landrichter Rollen aus seiner Rocktasche, legte sie auf den Tisch, und sprach: „Hier schickt euch durch mich die Staatsregierung die tausend Dukaten, die auf Rudolphs Kopf gesetzt waren. Ihr nahmet von ihm jene Goldstücke, die beiläufig tausend Gulden betrugen, nicht an; und Gott hat es gefügt, daß ihr statt dieser tausend Gulden jetzt tausend Dukaten habet.“

Nach einigen Wochen bekam Rosina einen Brief von ihrem Sohne, dessen Inhalt so lautete:

Geliebte Mutter!

Theure Schwester!

Ohne Zweifel wisset ihr schon, daß meine Räuber und ich es größtentheils der Verwendung des Landrichters zu verdanken haben, daß uns der milde Landesvater begnadiget hat. Welch großen Dank bin besonders ich dem Landesvater schuldig, ich, der ich der Hauptmann von Missethätern war, noch mehr, als sie begnadiget wurde. Ich weiß, ihr bethet stets für den Landesvater, daß ihm auch für die Begnadigung, die meinen Räubern und mir zu Theil wurde, der himmlische Vater reichliche Gnaden und reichlichen Segen spende. Ich

weiß, ihr bethet auch, wie ich, stets für den Landrichter, Gott wolle sein großer Belohner seyn.

Mit großer Freude berichte ich euch, daß ich mich mit Gott nun durch eine aufrichtige Beichte mit meinem ganzen Leben ausgesöhnt habe. O, welch süßen Trost fühlte ich nach dieser Beichte! Wie selig war ich wieder bei der heiligen Kommunion, die ich, am nächsten Tage nach dieser Beichte empfing! Das Christenthum ist wahrhaft unser einziges Heil auf Erden, und läßt uns schon hienieden in etwas voraus empfinden, welch eine Seligkeit uns jenseits erwarte.

Mit Freudenthränen schreibe ich euch dies, und danke euch, daß ihr durch euer Gebeth und durch eure frommen Thränen mir von Gott die Bekehrungsgnade erlangt habt. Ja, mein seliger Vater in der Ewigkeit und ihr habt mir diese Gnade von Gott erbethen; — dies ist mir gewiß.

Gern will ich fünf Jahre ein Züchtling seyn, um auch dadurch vor Gott Buße zu thun für meine Missethaten. Indessen bin ich jedoch beinahe nur dem Namen nach Züchtling; so gut hält man mich hier.

Ich bethe für meine Räuber täglich, daß Gott auch ihre Herzen an Sich ziehe, in seiner unendlichen Barmherzigkeit. Ich bitte euch, bethet auch für dieselben; be-

thet täglich für sie; ihr habt es in meiner Bekehrung gesehen, was das Gebeth für Sünder vermag, und wie wahr es ist, was der heilige Apostel Jakobus sagt: „Das anständige Gebeth des Gerechten wirkt vieles.“

O, wie freue ich mich, nach fünf Jahren zu euch zurückkehren zu dürfen! Dann bleibe ich immer bei euch; dann will ich mit euch Gott dienen in Arbeitsamkeit und Frömmigkeit.

Gott erfreue euch täglich, ja stündlich durch seine reichlichen Gnaden, wie Er euch durch meine Bekehrung erfreut hat.

Meiner geliebten Mutter

dankender Sohn

und meiner theuern Schwester

dankender Bruder.“

Im Zuchthaus

am Geburtsfeste unsers Landesvaters.

*

Nach einigen Wochen ließ der Landrichter durch den Vorsteher von Altstätten der Rosina sagen, er rathe ihr, mit ihrer Tochter eine Reise in die Hauptstadt zu machen,

um dem Landesvater für Rudolphs Begnadigung persönlich zu danken; der Landesvater würde diese Danksagung gewiß huldvoll aufnehmen. Zugleich ließ er ihnen durch den Vorsteher sagen, er wolle ihnen ein Empfehlungsschreiben an einen hohen Staatsbeamten, der sein Jugendfreund sei, mitgeben; und dieser werde sie dann dem Landesvater vorführen.

Sie befolgten den Rath des Landrichters. Der hohe Staatsbeamte führte sie dem Regenten vor. Sie dankten dem Landesvater mit einer Herzlichkeit, die ihm mehr gefiel, als ihm die einstudirteste Dankrede je hätte gefallen können. Er redete zu ihnen mit huldvoller Väterlichkeit. Er lobte sie, daß sie jene Goldstücke von Rudolph nicht angenommen, und daß sie ihn so nachdrücklich zur Bekehrung ermahnt hatten. Unter dem Gespräche mit ihnen bewunderte er die liebenswürdige Unschuld und Frömmigkeit der Beatrix und die Herzensgüte der Rosina. Als er sie entließ, sagte er zu ihnen, indem seinen Augen Thränen entfielen: „Bleibet noch drei Tage in meiner Hauptstadt, und dann kommet am vierten Tage wieder zu mir.“

Die drei Tage gingen Rosina und ihre Tochter in alle Kirchen der Stadt, und wohnten in mehrereu Kirchen dem Gottesdienste bei; die herrliche Kirchenmusik entzückte sie; Beatrix dachte dabei in ihrem Herzen: „O, wie schön

muß erst jene Musik seyn, welche vor dem Throne Gottes im Himmel die Engel und die Heiligen ewig aufführen, da im Tempel auf Erden sterbliche Menschen schon solch schöne Musik aufführen können! Jetzt kann ich keine Musik; aber meinem göttlichen Bräutigam und seinem ewigen Vater und dem heiligen Geiste werde ich im Himmel Lieder der Liebe und der Anbethung und des Dankes schöner singen, als hiernieden ein Sterblicher singen kann."

Jener hohe Staatsbeamte, der an unschuldigen und frommen Landleuten immer eine große Freude hatte, veranstaltete es, daß Rosina und Beatrix in der Burg des Regenten in jene Säle geführt wurden, in welchen eine Sammlung von ausgezeichneten frommen Gemälden war. Sie konnten sich nicht genug verwundern über die Menge und Schönheit der Gemälde. Rosina sagte: „Wie schön muß es erst im Himmel seyn, da es schon in diesen Sälen so schön ist!" — Beatrix sah da unter allen Gemälden am liebsten die, in welchen Jesus Christus vorgestellt war; und sie dachte in ihrem Herzen: „Ist Er, der die Liebe meines Herzens ist, hier schon in Gemälden so schön; o, wie schön muß Er erst droben seyn zur Rechten seines allmächtigen Vaters!"

Am vierten Tage führte sie der hohe Staatsbeamte dem Regenten wieder vor. Der Regent redete zu ihnen so huldreich, wie das vorige Mal; aber seine Miene war

noch heiterer. Jetzt wurde von einem Hofbeamten der Sohn der Rosina hereingeführt in das Gehörzimmer; Rudolph stand nun da in ganz neuer schöner Kleidung, die ihm der Regent hatte machen lassen. Rosina und Beatrix staunten, ihn hier zu sehen, und wollten ihren eigenen Augen nicht glauben. Rudolph war aber nicht weniger überrascht, hier vor dem Regenten seine Mutter und Schwester zu sehen. Der Regent hieß ihn näher treten, und sprach zu Rosina und zu Beatrix: „Als ihr das vorige Mal bei mir waret, traten mir, indem ich euch entließ, die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, daß ihr ohne euern Rudolph heimkehren solltet. Nun sehet, in diesem Augenblicke gebe ich ihn euch; er sey frei; er sei wieder euer. Nur wünsche ich, daß Rudolph, wenn er einige Wochen bei euch wird verweilt haben, auf meine Kosten die Rechte studire. Gott hat ihm schöne Talente gegeben; sie sollen nicht gleichsam vergraben werden. Hat euer Rudolph die Rechte studirt, dann werde ich ihn befördern."

Rudolph entsprach diesem Wunsche des Regenten, und machte in der Rechtsgelehrtheit ausgezeichnete Fortschritte. In der Folge verlieh ihm der Regent eine ansehnliche Stelle. Rudolph nahm nun seine Mutter und seine Schwester zu sich. Er war ein vortrefflicher Beamte; Thätigkeit in seinem Amte, Menschenfreundlichkeit, die er mit Berufstreue und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit ver-

einbarte, und christliche Frömmigkeit machten ihn dem Regenten immer noch werther.

Mit Mutter und Schwester lebte er aber in einer Familienseligkeit, wie sie nur dort ist, wo alle Familienglieder Gott von ganzem Herzen lieben.

II.

Die Pelzmütze.

I.

Weinend saß A n g e l a am Tische bei dem matten Lichte des kleinen Oellämpchens, und ihr Gatte U d o saß am Tische ihr gegenüber, versunken in traurigen Gedanken. Beide schwiegen. Endlich sagte Udo: „Liebe Angela, seyen wir nicht verzagt! Der gute Gott im Himmel weiß unsre Noth auf Erden. Er, der jedem gibt, was er ihm zu geben in seiner unendlichen Weisheit beschloß, hat deinem nunmehr seligen Vater dies einsam stehende Häuslein, das kleine Feld, in dem es steht, und das Wäldlein gegeben; wir leben hier nun seit zehn Jahren mit einander, zwar immer in Dürftigkeit, dennoch vergnügt, und dienen Gott mit freudigem Herzen. Kleine Unglücksfälle, die aber für unser kleines Hauswesen groß genug waren, machten nun freilich, daß wir unserm einzigen Gläubiger, dem reichen Krämer im Pfarrdorfe drüben, die Zinsen nimmer zahlen konnten. Und da er jetzt auf den Verkauf unsrer Habe dringt, um sein Geld zu bekommen; so dringen sich uns, zumal da der Winter

vor der Thür ist, freilich die Fragen auf: wohin sollen wir mit unsern drei Kindern ziehen? womit sollen wir sie und uns nähren und kleiden? Aber Jesus Christus, den wir beide lieben, und zu dem auch unsre drei Kinder schon ihre zarten Händlein aufheben, will, wir sollen diese Fragen nicht stellen. Wir haben ja schon so oft gelesen und schon so oft gehört, daß Er gesprochen hat: „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, womit ihr ihn kleiden werdet. Ist denn das Leben nicht mehr als die Speise, und der Leib nicht mehr als die Kleidung?" — Liebe Angela, so oft ich diese Worte unsers Herrn und Gottes Jesus Christus recht zu Herzen nehme, wird mir das Herz leichter. Und damit wir jetzt in unsrer Noth ja nicht verzagen, hat Er schon vor so viel Jahrhunderten auch für uns gesagt: „Seyd nicht sorgfältig, und saget nicht: Was werden wir essen? oder was werden wir trinken? oder womit werden wir uns bekleiden? Nach alle diesem trachten die Heiden. Euer Vater weiß ja, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet also zuerst das Reich Gottes, und seine Gerechtigkeit; und alles Uebrige wird euch hinzugeworfen werden." — Wenn ein armer Mann einem Reichen, der gut ist, mit etwas eine Freude machet, so gibt ihm dieser etwas, das seine Armuth auf einige Zeit erleichtert; — um wie viel mehr hilft uns der himmlische Vater, der allein gut ist! Unsre drei Kinder schlafen jetzt so süß, weil sie sich auf uns verlassen; ei, verlassen

wir uns auf Gott, der uns unendlich mehr Vater ist, als ich unsern Kindern Vater bin, und du ihnen Mutter bist."

Diese Worte des Udo richteten die fromme Angela wieder auf; und sie sagte, indem sie sich die Thränen abtrocknete: „Ja, ich will auf den himmlischen Vater vertrauen. Du und ich würden unsere Kinder in keiner Noth ohne Hülfe lassen, um wie viel weniger verläßt der himmlische Vater uns und unsre Kinder, da sie und wir seine Kinder sind!" — Udo erwiederte ihr: „Und hälfe Er uns nicht in unsrer zeitlichen Noth, so verhälfe Er uns doch gewiß zur Erlangung der ewigen Reichthümer. Sein Wille geschehe! Unser Herr Pfarrer sagt in Predigten und Christenlehren oft, Gott habe ein besonders großes Wohlgefallen an unbedingter Ergebung in seinen heiligsten Willen."

Jetzt erhob sich draussen ein gewaltiger Sturmwind. Udo stand auf, und machte die Fensterläden zu. — „Der Wind, sagte er, ist warm; dies läßt uns, da es schon November ist, einen Schnee erwarten."

Nach Mitternacht und am folgenden Tage fiel ein hoher Schnee. In der folgenden Nacht hörte das Schneien auf; aber es erhob sich ein überaus heftiger und schneidend kalter Ostwind. Am Morgen ward es heiter, aber es stürmte der Ostwind gewaltig. Nach dem Morgenessen, das in einem Haferbrei bestand, sagte Udo zu Angela:

„Ich will nun mit dem Schlitten die Scheiter holen, die ich vor unserm Wäldlein drüben an der Landstraße aufgestellt habe. Ich empfinde aber Ohrenweh; deßwegen will ich meinen Kopf gegen den stürmenden Ostwind mit meiner alten Pelzmütze schützen." — Als er sich die Pelzmütze aufsetzte, sagte er zu Angela scherzend: „Wenn ich diese Pelzmütze voll Kronenthaler hätte, dann wär' ich völlig ein Herr, und du völlig eine Frau: denn wir könnten dem reichen Krämer all unsre Schulden zahlen, und es bliebe uns noch mancher schöner Noththaler übrig. O, dann wären wir auf unserm kleinen Gütlein sicher vor der Versteigerung, und wir könnten es mit der Zeit unsern Kindern hinterlassen." — Angela erwiederte ihm: „Der Allmächtige könnte eben so leicht, als Er gestern Millionen-Millionen Schneeflocken herabsandte aus der Höhe, diese Pelzmütze mit Kronenthalern füllen." — Und Udo sprach: „O, wenn es uns zum ewigen Heile verhülflich seyn sollte, so thät' Er's."

Er zog nun den Schlitten hin zu den an der Landstraße aufgestellten Scheitern. Indem er nun Scheiter auf den Schlitten legte, sah er, wie ein Mann in einem Rennschlitten daher fuhr; der Mann konnte aber nicht schnell fahren, weil der Schnee zu hoch war, und es noch keine neue Bahn hatte. Als der Mann näher kam, sah Udo wohl an der Kleidung, er sei ein Fremder. Der Mann hatte weder Hut, noch Kappe; und sein Haupt war ziemlich kahl. Wie der Mann nun an die Stelle kam,

wo Udo stand, sagte dieser freundlich zum Fremden: „Mein lieber guter Herr, habt Ihr keine Kopfbedeckung?" Der Mann gab ihm zur Antwort: „Droben auf der Brücke riß mir der Sturmwind den Hut vom Kopf und wehte ihn hinab in den Strom." — Da sprach Udo: „Herr, bei diesem kalten Sturmwinde ist es wahrlich kein Spaß, ohne Kopfbedeckung zu seyn; und Ihr habt noch eine Stunde weit, bis ihr auf der Landstraße an ein Haus kommet. Ich will Euch meine Pelzmütze geben. Sie ist freilich nicht mehr schön; aber sie hält den Kopf doch warm. Die zwei Flügel der Pelzmütze sind besonders gut, die Ohren zu schützen, und mit den Schnüren an den Flügeln der Pelzmütze könnet Ihr dieselbe unten am Kinn so befestigen, daß der Sturmwind sie euch nicht wegreissen kann." — Der Fremde erwiederte ihm: „Ihr seyd ein gutherziger Mann; ich danke Euch für den liebreichen Antrag. Ich will Euch aber diese Pelzmütze bezahlen." — Udo, der bei all seiner Dürftigkeit nie filzig war, sagte lächelnd: „O mein Herr, diese alte Pelzmütze ist wohl nichts mehr werth. Nehmet sie nur mit." Der Fremde, dem diese Uneigennützigkeit sehr wohlgefiel, sprach: „Ohne Zweifel wohnet Ihr da drüben im kleinen Hause." — Udo erwiederte: „Ja, da wohne ich mit Weib und Kindern auf unserm Gütlein." — Der Fremde sagte nun: „Meine Geschäfte führen mich nach drei oder vier Wochen wieder dieses Weges; dann bringe ich Euch die Pelzmütze wieder. Grüßet mir Eure Frau, und saget ihr, ich

werde ihr für Eure herzliche Güte, aus der Ihr mir diese Pelzmütze nicht nur leihen, sondern sogar schenken wolltet, einen Zeug zu einer schönen Haube bringen."

Sobald der Fremde fort war, sagte Udo zu sich selbst: „Ich kann die Scheiter an einem andern Tage holen; mein Ohrenweh könnte stärker werden bei diesem schneidenden Ostwinde, da ich jetzt keine Pelzmütze mehr habe." — Als er in seiner Wohnung wieder in die Stube trat, erzählte er der Angela, wie er seine Pelzmütze einem Reisenden gegeben, und was dieser gesagt habe. Angela lächelte und sprach: „Nun so trägt mir die Pelzmütze etwas ein, das ich gar nicht hätte erwarten können." — „Und Gott, erwiederte Udo, kann uns in unsrer Noth eine eben so unerwartete Hülfe senden."

11.

Nach drei Tagen brachte der Gemeindediener dem Udo ein Schreiben vom Landgerichte, worin ihm angedeutet wurde, daß, wenn er dem Lorenz Filzer, Krämer zu Pfaffenheim, das Kapital von siebenhundert Gulden und die rückständigen Zinsen nicht in Zeit von sechs Wochen zahle, seine sämmtliche Habe öffentlich werde versteigert.

werden. Der Gemeindediener, ein stolzer, roher Mensch, haßte den Udo; und da er den Inhalt des landgerichtlichen Schreibens wußte, sagte er beim Weggehen mit einer hämischen Miene zu Udo: „Nun wird dein Name bald in Zeitungen genannt werden, wie der Name eines berühmten Mannes." — Angela, welche so eben in der Kammer war, die an die Stube stieß, hörte diese Worte; sie thaten ihr recht weh, und sie seufzte in der Stille: „Weder Udo, noch ich, haben dem Gemeindediener in Wort oder in That je ein Leid zugefügt; und doch haßt er uns, und spottet unsers Unglückes. Ach, wie tief kränkt Spott im Unglücke!" — Udo, der bei der Spottrede des Gemeindedieners geschwiegen, las nun das Schreiben. Angela trat aus der Kammer herein in die Stube, und sagte mit erblaßtem Angesichte: „Die Worte des Gemeindedieners lassen mich den Inhalt dieses Schreibens leicht errathen; wenn wir den Krämer nicht bezahlen können, müssen wir unsre Habe versteigern lassen; nicht wahr, dies ist der Inhalt des Schreibens?" — Udo schwieg mit Wehmuth und ließ sie das Schreiben lesen. Nachdem sie es gelesen, knieten sie beide mitten in der Stube nieder, und flehten zu Gott um Hülfe in dieser Noth. Das jüngste Kind, ein fünfjähriges Mädchen, Namens Hilaria, kniete zu Vater und Mutter hin, hob seine Händlein auf und bethete mit lautem Stimmlein das Vater unser. — Nach einer Weile sagte Angela bethend: „Himmlischer Vater, erhöre dies Kind; es weiß zwar wohl nicht, um was wir Dich

jetzt bitten; aber es bethet das Gebeth, das uns dein Sohn gelehrt hat und das alle guten Bitten enthält; und es bethet mit uns, o erhöre Du es."

Als die zwei ältern Kinder, Balbina und Guido, aus der Schule heim kamen, weinten sie, und sagten zu Vater und Mutter: „Der Gemeindediener ist uns im Dorfe begegnet und hat zu uns gesagt: „Ihr werdet mit Vater und Mutter bald aus euerm Häuslein verjagt werden; dann könnet ihr betteln gehen." — Udo und Angela weinten mit diesen zwei Kindern, und als das jüngste Kind alles weinen sah, weinte es auch. Udo ermannte sich aber und sprach: „Der himmlische Vater, der in dieser kleinen Stube zugegen ist, wie in seinem unermeßlichen Himmel, sieht unsere Thränen; Er wird sie uns abtrocknen. Vertrauen wir auf Ihn! Kinder, bethet nur recht fleißig und andächtig, der himmlische Vater erhört euch; denn das Gebeth der Unschuld steigt empor in die Höhen des Himmels."

Udo sah wohl, nicht leicht Jemand, der's thun könnte, werde für ihn Bürge seyn wollen, zumal da in der Gegend Felder und Wälder damals in wenig Werth waren. Sein Schwager, der in einer Entfernung von einer Stunde drunten an der Landstraße eine unbedeutende Wirthschaft besaß, hätte für ihn gern Bürgschaft geleistet, aber er war so sehr mit Schulden belastet, daß er sich auf der Wirthschaft kaum behaupten konnte. Udo sah sich ganz verlassen.

Ein Tag verging nach dem andern; Udo und Angela und die Kinder betheten, aber Hülfe zeigte sich keine, und überall, wo Udo um Hülfe anklopfte, wußte man sich zu entschuldigen. Er mochte Leuten, bei welchen er Hülfe suchte, wohl begreiflich machen, seine Habe sey denn doch noch mehr werth, als er dem reichen Krämer schulde; sie ließen sich weder zur Bürgschaft noch zum Geldleihen bewegen.

Schon war jetzt die vierte von den sechs anberaumten Wochen verflossen, als eines Tages, während Udo mit Gattin und Kindern beim spärlichen Mittagsessen saß, ein Mann in einem Rennschlitten von der Landstraße weg fuhr gegen das Häuslein des Udo. — Udo ging hinaus, um zu sehen, wer der Mann sei; und es stieg jener Mann aus dem Rennschlitten, welchem er die Pelzmütze gegeben hatte.

Dieser Fremde, Namens Hyacinth Larcher, war ein Handelsmann, dessen Reichthum sich auf zwei Millionen belief. Er war ungemein fromm und überaus wohlthätig. Seine gottesfürchtige Gattin war vor sechs Jahren gestorben; er blieb Wittwer und pflegte vor seinen Vertrauten zu sagen: „Meine selige Klara und ich waren Ein Herz und bleiben es ewig; ich schaue ihr in die Ewigkeit nach, und sehne mich, zu ihr zu kommen.“ — Sie hatten nur Ein Kind, Namens Amalia; sie war jetzt in einem Alter von zwanzig Jahren. Sie liebte ihren Vater überaus zärtlich; nächst Gott war er ihre ganze

Freude. Sie war ein Muster von Frömmigkeit. Kleiderpracht und allen unnöthigen und unnützen Aufwand verschmähte sie; dagegen war es ihr größtes Vergnügen, mit Erlaubniß ihres Vaters Armen und Dürftigen reichlich zu spenden. Ihr Vater war in seinen Geschäften sehr emsig, und nach Thunlichkeit besorgte er dieselben in eigener Person; daher war er oft auf Reisen. An sich selbst sparte er und lebte beinahe kärglich; er pflegte zu sagen: „Sparsamkeit der Reichen an sich selbst ist für ihre Gesundheit zuträglich und kann für die Armen einträglich werden.“ — Manche Handelsleute in seiner großen Stadt, welche bei weitem nicht so reich waren und nicht so ausgebreitete Geschäfte führten, wie er, aber dennoch recht groß thaten, nannten ihn einen filzigen Sonderling; er aber achtete nicht darauf und sagte immer nur: „Wer groß thut, der thut nicht lange.“

Freudig begrüßte Udo den Fremden, der mit ihm in das Haus trat. In der Stube gab der Handelsmann der Angela einen schönen Zeug zu einer neuen Haube; sie dankte ihm herzlich. Jetzt sagte Larcher zu Udo: „Seyd so gütig, spannet mein Pferd aus und führet es in den Stall, wenn es darin Platz hat; denn ich muß mit Euch und eurer Gattin etwas reden, und die lieben Kinder da sollen es auch hören.“

Als Udo wieder in die Stube kam, sprach Larcher, am Tische sitzend neben dem jüngsten Kinde: „An jenem Tage, an dem Ihr, mein lieber Freund, mir die Pelz-

mütze gabet, kehrte ich drunten an der Landstraße im Wirthshause ein. Der Wirth, ein gesprächiger, artiger Mann unterhielt mich, und als ich ihm erzählte, wie ich die Pelzmütze bekommen habe, sagte er lächelnd: „Ha, dies ist die Pelzmütze meines Schwagers; er sollte diese Pelzmütze voll Kronenthaler haben, dann wäre dem armen Mann geholfen." — „Ich erkundigte mich, sprach Larcher weiter, bei Euerm Schwager näher um Eure Verhältnisse und er erzählte mir, wie ungestümm Euer einziger Gläubiger bei Gericht darauf dringe, daß Eure Habe versteigert werde. Euer Schwager fügte bei, er wollte gern für Euch Bürge stehen, aber er habe so viele Schulden, daß er fast selbst einen Bürgen nöthig hätte und kaum einen fände. Und nun wie steht es?" — Udo antwortete ihm: „Ich finde bei Menschen keine Hülfe, und wenn uns Gott nicht auf besondere Weise hilft, so wird es zum Versteigern kommen; das Landgericht hat mir zur Bezahlung sechs Wochen anberaumt, und nun sind schon vier Wochen verflossen." — Bei diesen Worten des Udo traten der Angela Thränen in die Augen. Larcher stand auf und sagte: „Jetzt muß ich die Pelzmütze zurückstellen; ich habe sie in meinem Schlitten; ich hole sie nun herbei, bleibet aber alle hier am Tische, ich bin mit der Pelzmütze sogleich wieder hier." — Larcher ging hinaus an seinen Rennschlitten, öffnete den Sitzkasten, nahm die Pelzmütze heraus, trug sie herein in die Stube und stellte sie voll Kronenthaler, unter denen auch zwanzig große Goldstücke waren,

mitten auf den Tisch hin, indem er sagte: „Somit stelle ich mit Dank die Pelzmütze zurück. Was in ihr ist, das ist Euer Eigenthum. Gott hat mir so viel Reichthum gegeben, daß ich Euch dies Geschenk machen kann, ohne mir und meinem einzigen Kinde weh zu thun. Ich freue mich und danke Gott mit euch, daß er durch diese Pelzmütze euch aus der Noth geholfen hat."

Vor Freude und Dank glänzten die Augen des Udo und der Angela und der zwei älteren Kinder. Udo und Angela dankten dem großen Wohlthäter, durch den sie nun eine Geldsumme von beiläufig tausend Gulden hatten, aufs innigste, konnten aber vor Verwunderung und Rührung nur wenige Worte sagen. — Die zwei älteren Kinder, die beide gleich alt und erst im siebenten Jahre waren, küßten ihm die Hand und das Mädchen Balbina sprach: „Der himmlische Vater hat uns erhört, und uns durch Sie, o guter Herr, geholfen; jetzt werden wir nicht mit Vater und Mutter aus unserm Hause verjagt, und müssen nicht betteln gehen." — Das jüngste Kind küßte ihm auch die Hand; und da es gewohnt war, allemal, wenn man ihm etwas gab, das Vater unser zu bethen, so bethete es jetzt mit aufgehobenen Händlein das Vater unser mit heller zarter Stimme. Larcher hatte großes Wohlgefallen daran, und konnte sich der Thränen nicht erwehren. — Jetzt sprach er zu Udo: „Ich bitte Euch, bethet mit Gattin und Kindern zuweilen für mich, für meine verstorbene Frau und für meine

Tochter Amalia. Als Diese bei meiner Zurückkunft ein wenig über die Pelzmütze, die Ihr mir gegeben, stutzte, erzählte ich ihr, wie ich sie bekommen, und was mir Euer Schwager gesagt habe. Da sprach Amalia zu mir: „O lieber Vater, ich bitte Sie, stellen Sie die Pelzmütze dem Manne, der sie Ihnen aus so edler Gutherzigkeit gegeben hat, nicht leer zurück; füllen Sie ihm dieselbe mit Kronenthalern, und mengen Sie unter diese auch große Goldstücke. Wir sind ja reich genug. O, wie wird der Mann sich mit Weib und Kindern freuen?" — So sprach Amalia zu mir, und ich versprach ihr, es zu thun."

Larcher gab dem Udo einen Zettel hin und sagte: „Sollte Eure Famile oder eines derselben je ein Unfall treffen, dem mit Geld abgeholfen werden kann, so schreibet an mich; auf diesem Zettel hier ist die Aufschrift, die der Brief an mich haben soll. Und bin ich einst nicht mehr am Leben, so schreibet Ihr oder eines der Eurigen an meine Tochter Amalia."

Udo sprach: „Die Pelzmütze wird künftig immer in einem Kästchen, das ich eigens machen und hier in der Wandecke, in welcher das Kreuz steht, anbringen lasse, liegen bleiben, und dabei wird eine Schrift liegen, in der es soll erzählt werden, wie uns Gott durch diese Pelzmütze Hülfe gesandt hat; und der Zettel, den Sie mir so eben gegeben, soll auch dabei liegen. So oft von uns und unsern Nachkommen hier am Tische gebethet

wird, soll auch für Sie und für Ihre verstorbene Frau und für Ihre Tochter Amalia gebethet werden."

Jetzt wollte Larcher wieder abfahren. Udo spannte das Pferd ein. Angela begleitete mit den Kindern den großen Wohlthäter an den Rennschlitten. Beim Einsteigen drückte Larcher dem Udo freundlich die Hand und sagte zu allen: „So oft die Geschäfte mich dieses Weges führen, werde ich allemal bei euch einkehren." — Dem Abfahrenden riefen Udo, Angela und die zwei ältern Kinder nach: „Der himmlische Vater segne Sie und die Amalia!" Auch das jüngste Kind, barfuß im Schnee stehend, rief dem edlen Manne nach: „Der himmlische Vater segne Sie und die Amalia!"

III.

Das Fernrohr.

I.

Mit beiden Händlein ein langes Fernrohr haltend, hüpfte das fünfjährige Mädchen Eleonora in die Stube, zeigte dasselbe dem Vater, der an seiner Hobelbank arbeitete, und sagte zu ihm: „Schau', Vater, was ich da habe! Was für ein wunderbares Ding ist doch dies! Wenn ich hineinschaue, so sehe ich Dinge, die weit weg sind, so klar und so gut, als ob sie vor mir stünden." — Lächelnd sagte ihr Vater: „Mein Kind, dies ist ein Fernrohr. Aber wie hast du es denn bekommen?" — Das Kind antwortete: „Ich fand es draussen auf dem Hügel an der Straße." — Der Vater unterbrach seine Tischlerarbeit ein wenig, und sah mit dem Fernrohr zum Fenster hinaus auf das ganz nahe Berglein. Da sah er, wie der Wirth des Dorfes an einer Tanne stand, mit einem Strick in der Hand, und sich ganz sonderbar geberdete, als wäre er beinahe verrückt. Der Tischler rief seine Gattin, die in der Küche das Mittagsessen bereitete, herein in die Stube, und

sprach zu ihr: „Anna, sieh doch durch dies Fernrohr hin auf das Berglein." — Sie that es, und sagte: „Dort bei einer Tanne ist ja der Wirth mit einem starken Strick in der Hand; er geberdet sich so sonderbar, als ob es ihm in dem Kopf fehle; will er sich vielleicht henken?" — Der Tischler erwiederte ihr: „Ich habe gestern wieder gehört, er sey sehr schwermüthig; möglich wär's denn doch, daß er so etwas thun wollte." — Sie sprach: „Er hat es zwar um uns nicht verdient, daß wir uns seines Lebens kümmern; aber Gott will, wir sollen auch die lieben, die uns Böses thaten. O, ich bitte dich, lieber Ferdinand, eile hin, und verhindere seinen Selbstmord."

Ferdinand eilte hin auf das Berglein. Wie er an die Tannen kam, welche auf der obern Hälfte des Bergleins, an dem sich schöne Wiesen hinaufziehen, gleichsam die Krone desselben bilden, sah er den Wirth nicht mehr. Er ging einige Schritte hinein in's Wäldchen, und erblickte nun den noch lebenden Wirth am Stricke hangend an dem Aste einer Tanne. Er kletterte hinauf zu dem Ast, und schnitt mit einem Messer den Strick entzwei. Der Wirth wurde auf solche Weise gerettet. Der Wirth war unwillig über seine Rettung, und sagte zu Ferdinand: „Hol's der Geier, daß du mich an meinem Vorhaben hindertest!" — Ferdinand redete freundlich zu ihm, und sprach: „Lieber Wirth, Ihr seyd heute nicht munter; kommt mit mir, ich führe

Euch zurück in Euer Haus zu Eurer Tochter. Begegnet uns unterwegs jemand, so mag er denken, wir haben im Wäldlein hier ein Geschäft gehabt.“ — Nur ungern folgte der Wirth dem guten Ferdinand, und redete mit seinem Retter kein freundliches Wort. — Als Ferdinand mit ihm in dem Wirthshause ankam, führte er ihn nun in ein Nebenzimmer. In diesem saß die Tochter des Wirths. — Sie hieß Pulcheria, war in einem Alter von zwanzig Jahren; sie war das Ebenbild ihrer vor drei Jahren gestorbenen Mutter. — Beim Anblicke des Vaters erschrack Pulcheria, weil seine Miene verstört war. Ferdinand sagte ihr beim Weggehen heimlich, was ihr Vater so eben auf dem Berglein gethan, und wie ein Fernrohr Veranlassung zu seiner Rettung gegeben habe; Pulcheria weinte, und sagte zu Ferdinand: „O guter Mann, wie viel Dank bin ich Euch schuldig, Euch, an dem mein Vater Ungerechtigkeit verübt hat, wie ich wohl selbst erkenne!“

Pulcheria versuchte es, ihren Vater aufzuheitern, that aber nicht dergleichen, als wisse sie den traurigen Vorfall. Es gelang ihr in etwas; und als er wieder heiterer war, sagte sie zu ihm: „Lieber Vater, wo habt Ihr das große schöne Fernrohr, das Ihr gestern von einem umherreisenden Augengläser-Händler gekauft habt? Ihr nahmet es heute Vormittags mit Euch, und ginget hinaus auf den Hügel an der Landstraße, um, wie Ihr beim Weggehen zu mir sagtet, mit dem

Fernrohr die Welt anzuschauen um und um." Betroffen antwortete er ihr: „In Gedanken ließ ich das Fernrohr auf dem Hügel liegen, als ich auf das Berglein ging." — Und er sagte nach einigen Augenblicken: „Schau' doch geschwind, ob das Fernrohr noch auf dem Hügel liege."

Pulcheria ging, nachdem sie in Geheim einer Magd aufgetragen hatte, den Vater nicht allein zu lassen, hinüber zum Tischler, um das Fernrohr zu holen. Sie sagte dem Tischler und seiner Gattin, ihr Vater sage selbst, er habe das Fernrohr auf dem Hügel liegen lassen. Der Tischler gab ihr das Fernrohr zurück. Aber das war der kleinen Eleonora nicht recht; und sie sagte: „Ei, Vater dies wunderbare Ding solltest du nicht hergeben; ein so wunderbares Ding gibt es gewiß in der ganzen Welt keines mehr." — Pulcheria mußte über diese Rede des Kindes lächeln, und sagte zur Kleinen: „Mein liebes Kind, solche wunderbare Dinge gibt es in der Welt noch viele; ich kaufe dir eins, so bald ich kann."

Unter dem Heimgehen dachte sie in ihrem frommen weisen Herzen: „O gütigster Gott, so hast Du denn meinen Vater durch dies Fernrohr gerettet. Wie unerforschlich bist Du in Deinen Fügungen! Gar kein Umstand im menschlichen Leben ist ohne Bedeutung und ohne Folgen."

Als der Wirth sein Fernrohr wieder hatte, schien

er Freude daran zu haben, stand an's Fenster des Nebenzimmers, und unterhielt sich eine Weile damit. Indessen bethete Pulcheria in ihrem Herzen: „O Gott, ich danke Dir, daß Du es so gefügt hast, daß gerade der Tischler der Retter meines Vaters wurde. Zu schicklicher Zeit werde ich die Veranlassung der Rettung meines Vaters sagen; es wird hoffentlich einen guten Eindruck auf ihn machen. Daß dies geschehe, um das bitte ich Dich, o gütigster Gott!"

Nun fing der Wirth an, das Geld zu zählen, das er in diesem Zimmer in einem Kasten hatte. Jetzt begab sich Pulcheria zum Pfarrer. — Dieser war der einzige Bruder des Wirthes. Er war ein vortrefflicher Seelsorger. Die heilige Schrift hatte er so sehr inne, daß er bei jeder Gelegenheit den Leuten passende Worte aus der heiligen Schrift an's Herz legen konnte. Seine Pfarrkinder pflegten zu sagen: „Unser Pfarrer kann die ganze heilige Schrift auswendig." — Pulcheria erzählte ihm, den sie kindlich liebte und dem sie ihre schöne geistige Bildung vorzüglich zu verdanken hatte, was ihr Vater heute Vormittags gethan, und wie das Fernrohr seine Rettung veranlaßt habe. Der Pfarrer, der seinen Bruder schon oft inständig ermahnt hatte, von seinen Ungerechtigkeiten abzustehen und fremdes Gut zurück zu stellen, seufzte, und sprach zu Pulcheria, die er väterlich liebte: „Mein theures Kind, höre nicht auf, für deinen Vater zu beten, wie du es bisher thatest. So viel ich

erkenne, ist dein Vater dermalen mit einem zweifachen Uebel behaftet: er ist nicht gesund, und daher leidet er schon natürlicher Weise an einer Gemüthskrankheit; aber auch plagt ihn sein böses Gewissen, das er bisher vergebens zu beschwichtigen suchte. Ich habe ihm schon oft vorgestellt, wie du wohl selbst weißt und manchmal es mit anhörtest, daß das Gewinnen eines Prozesses, bei dem der Prozeßgewinnende vor Gott Unrecht hat, im Gewissen nicht losspreche von der Pflicht des Schaden-Ersatzes. Nie gab er mir Gehör; aber wider seinen Willen muß er die Stimme des Gewissens hören, welche denn eigentlich die Stimme Gottes ist. Da er aber auch dieser Stimme nicht Gehör gibt, so ist Verwirrung in seinem Geiste, der nirgend Ruhe findet. Wir müssen alles Mögliche thun, daß dein Vater gesund werde an Leib und Geist. Gott gebe unsern Bemühungen das Gedeihen!"

II.

Der Pfarrer kannte in der nahen Stadt einen Arzt, der sich auszeichnete durch Heilung der Gemüths-Krankheiten, in sofern sie von körperlicher Ungesundheit herrührten. Diesen Arzt ließ er am folgenden Tage in seiner Kutsche holen.

Der Arzt, Namens Jäger, behandelte den Wirth so glücklich, daß er immer munterer wurde. Aber dennoch kehrte die Schwermüthigkeit und die Düsternheit manchmal wieder zurück. Der Arzt erklärte daher dem Wirth unumwunden, er müsse krank am Geiste seyn, und in sofern er krank am Geiste sey, helfen ihm Arzneien nicht.

Der Wirth war von der Wahrheit unsrer christlichen Religion vollkommen überzeugt, und sein Glaube war fest. Auch erkannte er seine Ungerechtigkeiten gar wohl; aber doch wollte er sie fortsetzen, weil er immer noch reicher werden wollte. Er war sonst wohlgesittet, und insbesondre liebte er die Nüchternheit. Er hielt auch auf Hausandacht, und fand sich bei dem öffentlichen Gottesdienste fleißig ein. Er war bei all seiner Habsüchtigkeit kein filziger Geitzhals, sondern spendete den Armen gern, und ließ es willig geschehen, daß sein einziges Kind Pulcheria den Armen spendete. Er war dienstfertig, und freute sich, wenn er jemanden guten Rath ertheilen konnte. So war denn also in seinem Innersten ein beständiger Streit zwischen Gutem und Bösem und immerwährende Unruhe.

Der Pfarrer besuchte ihn nun täglich, und that sein Möglichstes, ihn zu bewegen, sein Gewissen in Ordnung zu bringen.

An einem Abende redete der Pfarrer ihm, als in

einem Zimmer des zweiten Stockes nur Pulcheria und er bei ihm waren, wieder an's Herz. Und es ergab sich da folgendes Gespräch:

Pulcheria. O lieber Vater, ich bin glücklich, daß Ihr nun wieder gesund seyd. O, ich bitte Euch, befolget den heilsamen Rath meines Hochwürdigen Herrn Oheims; thut doch dies, dann ist Euer Kind, das Ihr, wie Ihr oft saget, mehr als Euern Augapfel liebet, ganz glücklich.

Der Wirth. Du siehst ja, mein Kind, daß ich jetzt ganz heiter bin; sey jetzt nur zufrieden.

Der Pfarrer. Bruder, deine Heiterkeit dauert nicht, und kann nicht dauern, ehe du dein Gewissen in Ordnung gebracht hast. Gewissensruhe ist die Quelle wahrer dauerhafter Heiterkeit. Die heilige Schrift sagt: „Das Licht des Gerechten macht fröhlich." — Ist im Herzen die Finsterniß der Ungerechtigkeit, so kann das Herz nicht wahrhaft fröhlich seyn.

Der Wirth. Es gibt doch viele Leute auf der Welt, die nicht gerecht sind, und doch fröhlich leben.

Der Pfarrer. Dies sagst du wohl nicht in Ernst, sondern aus einer gewissen Schalkheit, um dich uns nicht überwunden zu geben. Du weißt aus eigener Erfahrung, daß der, der Gottes strafende Hand fürchten muß, keine wahre Fröhlichkeit haben kann. Diese hat nur derjenige, der sicher hoffen darf, Gott werde sein ewiger

Belohner, ja selbst sein ewiger Lohn seyn. Die heilige Schrift sagt: „Ein sicheres Gemüth ist ein stetes Freudenmahl."

Pulcheria. O Vater, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen und mit weinenden Augen, machet Euch dieses stete Freudenmahl. Dann bin ich ganz glücklich; dann sind meine stillen Thränen abgetrocknet, die ich oft in meiner Kammer weine und oft in der Kirche im Gebete weinen muß.

Der Wirth. Mein Kind, ich will so reich werden, als mir nur möglich ist; das will ich aus Liebe zu dir, auf daß du einst ein großes Vermögen erbest.

Pulcheria. O lieber Vater, unser Vermögen ist schon groß genug; und wär' es um die Hälfte kleiner, so wär' es groß genug. Das stete Freudenmahl Euers guten Gewissens wäre mir lieber, als alle Reichthümer der ganzen Welt. Und die sichre Hoffnung, daß Ihr einst Theil nehmet am ewigen Freudenmahl, an dem hoffentlich meine selige Mutter schon Theil nimmt, würde mich reicher als reich machen.

Der Pfarrer. Theurer Bruder, du liebst dein einziges Kind mit einer großen Liebe; diese deine große väterliche Liebe ist schön; aber eben deßwegen, weil du deine Tochter so sehr liebst, mußt du ihre Bitte erhören, welche gewiß so schön ist, als deine Liebe zu ihr.

Der Wirth. Ich sehe schon, Sie Hochwürdiger

Herr Bruder, und meine Pulcheria haben sich verabredet, heute mein Herz mit Gewalt zu bestürmen. Ich aber bleibe dabei, meine Tochter so reich zu machen, als ich kann.

Der Pfarrer. Und wäre sie am Irdischen auch gar nicht reich, so würde sich an ihr, da sie wahre Schätze im Herzen hat, bewahren das Wort der heiligen Schrift: „Besser ist Weniges mit kindlicher Furcht des Herrn, als große Schätze, die niemand sättigen."

Pulcheria. Und wenn bei unserm irdischen Reichthum nur Ein ungerecht erworbener Heller wäre, so läge schon weniger Segen Gottes auf unserm Reichthume; und der Eine ungerecht erworbene Heller würde zehn rechtlich erworbene Gulden wie ein Rost aufzehren.

Der Pfarrer. O mein Bruder, wie wahr ist es, was da deine Tochter spricht! — Hättest du auch nur wenig Vermögen, aber es nur mit Recht erworben; so könntest du dich trösten mit dem Ausspruche der heiligen Schrift: „Weniges mit Recht ist besser, als ein großes Vermögen mit Unrecht." — Nimm es doch zu Herzen, daß die heilige Schrift sagt: „Das Haus des Ungerechten wird verwüstet; aber die Wohnungen der Gerechten kommen in Flor."

Der Wirth. Nun ich will künftighin nichts mehr mit Unrecht erwerben; — aber was ich schon habe, das behalte ich.

Der Pfarrer. Du willst also auf halbem Wege zur Gerechtigkeit stehen bleiben. So kommst du aber nicht zur Gewissensruhe, nicht zur wahren Fröhlichkeit. Wenn du gerecht seyn willst, mußt du alles ungerechte Gut zurückstellen, allen zugefügten Schaden ersetzen. Nur so wandelst du fort auf dem Wege der Gerechtigkeit. Beherzige es doch endlich einmal, wie ernst uns die heilige Schrift sagt: „Der Weg der Gerechtigkeit führt zum Leben; der Seitenweg führet zum Tod."

Der Wirth. Herr Bruder, Sie singen mir immer das alte Lied.

Der Pfarrer. Dies thut auch dein eigenes Gewissen. Daher kehrt die Düsternheit zurück in dein Gemüth von Zeit zu Zeit.

Der Wirth. Ich habe niemanden etwas gestohlen. Die Prozesse gewann ich durch Aussprüche des Gerichtes.

Der Pfarrer. Diese Entschuldigung habe ich dir schon oft widerlegt. Auf dem Todbette würdest du die Wahrheit meiner Widerlegung als zentnerschwere Last fühlen. Bruder, Lug und Trug mag dir bei menschlichem Gerichte durchhelfen; aber vor dem Gerichte Gottes verstummen Lug und Trug. Bruder, ich bitte und beschwöre dich, nimm zu Herzen das ernste Wort der heiligen Schrift: „Wir werden nicht den Menschen, sondern Gott in die Hände fallen."

Pulcheria. O lieber Vater, stellt zurück, machet Ersatz, vergütet, auf daß ihr nicht in die strafende Hand Gottes fallet.

Der Pfarrer. Bruder, das, was du mit Unrecht hast, gehört eigentlich nicht zu deinem Reichthum; denn nur das, was man mit Recht besitzt, ist man andern nicht schuldig. Sieh also, wie thöricht du bist, wenn du, um nichts von deinem Reichthume zu verlieren, das nicht zurückstellen willst, was nicht zu deinem Reichthume gehört!

Der Wirth. Nun so sey es! Ich will zurückstellen, ich will ersetzen, ich will vergüten. — Nein! ich thu' es nicht; ich müßte mich vor den Leuten schämen.

Der Pfarrer. Schämen müßtest du dich? O mein lieber Bruder, wie sehr irrest du da! Nur der Sünde wegen hat man sich in Wahrheit zu schämen. Deine Ungerechtigkeit ist das, wessen du dich schämen sollst; und wenn du nicht vergütest, so mußt du dich gerade auch deßwegen schämen vor allen Leuten in der Pfarre, welchen deine Ungerechtigkeit bekannt ist, und vor Leuten in der Nachbarschaft, welche von deiner Ungerechtigkeit wissen. Wenn du aber vergütest, dann machst du dir auch vor allen Leuten eine Ehre: denn nur das, was recht ist, macht dem Menschen eine wahre Ehre. Die heilige Schrift sagt: „Schäme dich nicht,

deine Sünden zu bekennen.“ — Durch Vergütung des zugefügten Unrechtes würdest du zwar dein Unrecht bekennen, aber eben durch dies werkthätige Bekenntniß würdest du dir Ehre vor Gott und den Menschen machen.

*

Jetzt schwieg der Wirth eine Weile; und sichtbar war sein Kampf mit sich selbst. Dies sehend bethete Pulcheria in ihrem Herzen: „O Gott, gib meinem Vater, die Gnade der vollkommenen Bekehrung. Um diese Gnade bath ich dich schon lange; erhöre mich in deiner unendlichen Barmherzigkeit.“

Endlich sprach der Wirth: „Ich will nicht nur künftig Niemanden Unrecht thun, sondern auch alles bisher zugefügte Unrecht vergüten.“ — Da glänzten vor Freude die Augen der Pulcheria, und sie sprach mit innigem Blicke gen Himmel: „O Gott, sei ewig gepriesen! Jetzt bin ich ganz glücklich.“

III.

Der Wirth fing schon am folgenden Tage an, seinen Vorsatz der Vergütung alles zugefügten Unrechtes in's Werk zu setzen. Vor allem begab er sich

mit drei Männern zum Tischler, und sprach in ihrer Gegenwart: „Lieber Nachbar, ich erkläre, daß das Feld, dessen ich durch einen Prozeß Euch ungerechter Weise beraubt habe, von dieser Stunde an wieder Euer Eigenthum ist, und daß ich Euch allen anderweitigen aus meinem Unrecht entstandenen Schaden und Nachtheil gewissenschaft vergüten werde. Diese meine pflichtmäßige Erklärung werde ich nach drei Tagen auch bei Gericht machen." — Als der Wirth mit den drei Männern fortgegangen war, sprach der Tischler voll Verwunderung zu seiner Gattinn: „O, wie viel trug uns das Fernrohr ein!" — Lächelnd erwiederte sie ihm: „Unser Kind that einen wahrhaft glücklichen Fund. Gottes Engel hat es hingeführt auf den Hügel, daß es gerade noch im rechten Augenblicke das Fernrohr finden mußte. Als ich aber durch das Fernrohr den Wirth auf dem Berglein sah, kam mir der rachgierige Gedanke, wir sollen es nur geschehen lassen, daß er sich erhenke; und wie du mir nachher gesagt hast, so wandelte damals auch dich dieser Gedanke an. Aber mit Gottes Gnade besiegten wir diesen bösen Gedanken; du rettetest dem Wirthe das Leben; und jetzt sind wir auch im Irdischen wieder besser daran. Thun, was Gott will, — dies bringt Glück."

In kurzer Zeit hatte der Wirth alle seine zugefügten Ungerechtigkeiten zur vollen Zufriedenheit der Be=

schädigten vergütet. Man verwunderte sich über seine Sinnesänderung in der ganzen Pfarre und in der Nachbarschaft. Man rühmte ihn laut, und selbst diejenigen Tugenden, die er bisher schon gezeigt hatte, lobte man jetzt. Man schrieb diese Sinnesänderung dem Pfarrer zu, den man nicht nur in der Pfarre, sondern auch in der Nachbarschaft ungemein hochschätzte. Aber die Begebenheit mit dem Fernrohr war selbst in der Pfarre noch ein Geheimniß; denn weder der Tischler, noch seine musterhaft verschwiegene Gattinn hatte jemanden etwas davon gesagt, und sie hatten ihr folgsames Kind wiederholt ermahnt, vor allen Leuten davon zu schweigen.

An einem Abende kam der Pfarrer wieder zum Wirthe. Dieser war mit Pulcheria allein in einem Zimmer des zweiten Stockes, und war fröhlicher als je; selbst sein Aussehen war viel gesunder, als vor einigen Tagen. Der Pfarrer sagte zu ihm: „Lieber Bruder, immer liebte ich dich herzlich, aber deine werkthätige Sinnesänderung macht, daß du jetzt meine Freude bist, und ich und unsre Pulcheria erfahren jetzt, wie wahr es sei, was die heilige Schrift sagt, da sie spricht: „Ein erfüllter Wunsch erfreut die Seele." Du bist nun gleichsam ein neuer Mensch. Und schon ist auch deine Gesundheit blühender, und schon zeigt sich an dir, wie wahr es sei, was da die heilige Schrift sagt: „Die Gesund„heit des Herzens ist das Leben des Körpers." — Da

dich jetzt deine Gerechtigkeitsliebe zu einem neuen Menschen macht, wird sich auch an dir erwahren das Wort der heiligen Schrift: „Die kindliche Furcht des Herrn „ist die Quelle des Lebens; durch sie entgeht man der „Schlinge des Todes." — Der Wirth erwiederte ihm: „Ich muß doch noch neuer werden: ich muß mich nämlich durch eine aufrichtige Beichte mit Gott aussöhnen. So lange ich das Unrecht liebte, waren meine Beichten weder aufrichtig, noch reumüthig. Ich bin mit Gottes Beistand nun mit den Menschen im Reinen, ich will jetzt auch mit Gott in's Reine kommen durch seine Gnade. Hochwürdiger Herr Bruder, ich bitte, fahren Sie morgen mit mir in die Stadt; dort will ich mich bei meinem Arzte bedanken, und dann jenem alten Geistlichen, zu dem, wie Sie mir einst sagten, so viele Leute in allerlei Angelegenheiten gehen, eine Beichte von meinem ganzen Leben ablegen." — Ueber diesen Vorsatz freuten der Pfarrer und Pulcheria sich hoch.

Als der Pfarrer und der Wirth am folgenden Tage Abends aus der Stadt heimkamen, gingen sie mit Pulcheria in ein Zimmer im zweiten Stocke. Der Wirth war überaus fröhlich, und sprach zur Tochter: „O, welch schwere Sündenlast ist nun von mir hinweggenommen! Nun bin auch ich wieder ein Kind Gottes. Ich erfahre es jetzt in meinem Herzen, o liebe Pulcheria, wie wahr es sei, was vor kurzer Zeit mein Herr Bruder

aus der heiligen Schrift angeführt hat: „Ein sicheres „Gemüth ist ein stetes Freudenmahl.“ — Pulcheria brachte nun eine Flasche Wein und frische Weintrauben, die der Pfarrer besonders gern aß, herbei. Man setzte sich an den Tisch. Der Wirth sprach: „Nun erst fühle ich mich reich; denn wahrhaftig die heiligmachende Gnade ist der Eine große Reichthum des Menschen. Aber, liebe Pulcheria, auch unser irdisches Vermögen ist immer noch groß genug nach allen Rückerstattungen und Vergütungen, die ich gemacht habe; denn es beläuft sich jetzt theils im Gelde, theils im Werth auf sechzigtausend Gulden. Der Geistliche, ein frommer, ehrwürdiger Greis, dem ich heute gebeichtet, hat mich vorzüglich zur steten und reichlichen Wohlthätigkeit ermahnt. Mein Kind, solche Wohlthätigkeit wollen wir mit einander ausüben; — wir gaben zwar schon auch jeher gern Almosen; aber wir wollen es noch mehr thun. Der Beichtvater hat unter anderm zu mir gesagt: „Die Wohlthätigkeit belohnt Gott auch mit seinem Segen über das Irdische; durch sie gewinnt man also auch mehr Irdisches, als man durch Ungerechtigkeit gewinnen könnte.“ — Liebe Pulcheria, wir wollen nicht geradezu darum, daß uns Gott das Irdische segne, stete und reichliche Wohlthätigkeit ausüben; wir wollen es aus Liebe Gottes thun; und segnet Er dann ferner unser Irdisches, so wollen wir nur um so reichlichere Wohlthätigkeit ausüben.“ — Da sprach der Pfarrer: „Ja, das, was du da sagst, thut beide; und Got-

tes Segen wird auf diesem Hause ruhen. Noch mehr, als Er Irdisches segnen wird, wird Er eure Seelen bereichern mit den Schätzen der übernatürlichen Gnade. Der heilige Apostel Paulus sagt: „Gott ist aber mächtig, daß Er euch alle Gaben überflüssig ersetzen kann, „damit ihr allezeit und in allem völlig genug habet, und „im Stande seyd, allerlei Gutes zu thun. Wie ge„schrieben steht" (von dem gerechten Menschen): „Er „hat ausgestreut und den Armen gegeben; seine Gerech„tigkeit bleibt in Ewigkeit."

Bisher hatte der Wirth vor dem Pfarrer und vor Pulcheria nie davon geredet, daß er sich gehenkt, und daß ihn der Tischler gerettet habe; und sie erwähnten es aus Zartheit nie. Jetzt aber, hier am Tische sitzend, redete er selbst davon, wie er sich gehenkt habe, wie ihn aber der Tischler gerettet, und sprach: „Ohne Zweifel wisset ihr beide dies schon. Aber ich muß den Tischler noch fragen, wie es denn kam, daß er gerade noch im rechten Augenblicke mein Retter wurde; doch vielleicht hat er's dir, mein Kind, schon selbst erzählt." — Nun erzählte ihm Pulcheria, wie das Fernrohr Anlaß zu dieser glücklichen Rettung gegeben habe. Da verwunderte er sich, und sprach: „Der unendlich barmherzige Gott sei ewig gepriesen für seine Fügung mit dem Fernrohr! Aus dankbarer Liebe Gottes muß ich aber nun die schöne That des Tischlers, und die christliche Liebe seiner Gat-

tinn, die ihn, wie du mir erzählst, auch bath, auf das Berglein zu meiner Rettung zu eilen, belohnen. Liebes Kind, was sollen wir ihnen, die mir mit Gutem Böses vergolten, nun geben?" — Pulcheria antwortere: „O Vater, nicht wenig! Der kleinen Eleonora, der es gar nicht recht war, daß ich das Fernrohr, welches sie da nur das wunderbare Ding nannte, mit mir nahm, habe ich ein solches Fernrohr versprochen; darum bath ich Euch heute Morgens, mir in der Stadt ein solches Fernrohr zu kaufen; ich bitte also um Erlaubniß, das Fernrohr, das Ihr mir aus der Stadt gebracht habet, der Kleinen zu schenken." — Der Wirth erwiderte ihr: „Kind, bestimme du, wie viel Geld wir den guten Eltern der Kleinen schenken sollen; ich weiß, dein gutes Herz wird nicht zu wenig bestimmen." — Sie sprach: „Tausend Gulden thäten den guten Leuten wohl, und ihr einziges Kind, das der liebe Gott das Fernrohr auf dem Hügel finden ließ, würde zu seiner Zeit dann bedeutend mehr erben, als sonst; denn die braven Eltern würden das Geld gewiß gut verwenden." — Der Pfarrer lächelte und sprach: „Recht so, Pulcheria; große Liebe muß man mit großer Liebe belohnen; und große Liebe gibt freudig große Gabe." — Und der Wirth sagte: „Ich habe dort im Kasten tausend Gulden in einem Säcklein; ich gebe den guten Leuten mit Freude dies Geld. Wie mich Gott heute erfreut hat durch die Vergebung meiner Sünden, von denen mich in seinem Namen der Beicht-

vater lossprach, so will ich die guten Leute heute noch erfreuen durch die Schenkung der tausend Gulden. Pulcheria, geh hin, und führe mir den Retter meines Lebens und seine Gattinn sogleich her in dies Zimmer. Bring die kleine Eleonora auch mit."

Mit Flügeln der Freude eilte Pulcheria in's Haus des Tischlers. Er arbeitete bei dem Kerzenlichte noch an der Hobelbank, und seine Gattinn strickte; die Kleine war auch noch auf. Als Pulcheria in die Stube trat, fragte die Kleine, welche auf sie zu flog: „Hast du mir das wunderbare Ding noch nicht?" — Pulcheria streichelte das blondhaarige Köpflein der Kleinen, und sagte: „Komm nur mit mir, ich muß dir zu Haus etwas geben." Und sie bath den Tischler und seine Gattinn, sogleich mit ihr zu gehen, weil ihr Vater sie bitte, heute noch zu ihm zu kommen. Die guten Leute gingen mit ihr; die Kleine hüpfte an der Hand der Pulcheria.

Als Pulcheria mit ihnen in's Zimmer trat, in welchem der Wirth und der Pfarrer am Tische saßen, standen sie beide auf, und führten den Tischler und seine Gattinn und die Kleine an den Tisch her, auf welchem nun drei Flaschen Wein, und allerlei Leckerbissen für den Tischler, die Gattinn und die Kleine, waren. Pulcheria schenkte ihnen Wein ein in die zierlichen Gläslein. Man trank nun auf Gesundheit, und

der Wirth sprach: „Lieber Tischler, Ihr habet mich gerettet vom zeitlichen Tod und vom ewigen Tode; und Eure Gattinn hat Euch auch gebeten, es zu thun. Ihr beide, seyd edelmüthige Leute. Ich kann Euch beiden nie genug danken." — „Ja, sprach zu ihnen der Pfarrer, eure christliche Nächstenliebe wird euch Gott mit ewiger Freude belohnen; denn die heilige Schrift sagt: „Freude ist die Erwartung der Gerechten." — Der Wirth trat an den Kasten hin, nahm das Säcklein, in welchem die tausend Gulden waren, heraus, trat an den Tisch zurück, und sprach zum Tischler und zu dessen Gattinn: „Die ewige Freude wird euch Gott geben; aber meine Pflicht der Dankbarkeit fordert, daß ich euch eine zeitliche Freude mache. Deßwegen schenken ich und meine Tochter euch diese tausend Gulden." — Mit diesen Worten legte er dem Tischler das Säcklein in die Hand. — Der Tischler und seine Gattinn konnten nur staunen über ihr neues unerwartetes Glück.

Pulcheria eilte nun in ihre Kammer, und holte das Fernrohr herbei, das der Vater ihr heute in der Stadt gekauft hatte. Sie gab es der kleinen Eleonora, und sagte: „Da, mein liebes Kind, hast du das wunderbare Ding, wie du es nennst. Durch das Fernrohr meines Vaters, das du auf dem Hügel gefunden hast, hat Gott gezeigt, wie wunderbar Er in seinen Fügungen sei."

Und der Wirth sprach zu den Eltern des Kindes: „Wann eure Eleonora gefirmt wird, muß meine Pulcheria ihre Firmpathe seyn. Eure Eleonora soll an Pulcheria eine zweite Mutter haben, an die sie sich immer wenden soll, so oft sie etwas bedarf. Das Fernrohr aber, das die Kleine auf dem Hügel gefunden hat, werde ich in diesem Zimmer in einem gläsernen Kästlein, das ich eigens werde verfertigen lassen, immer aufbewahren; es soll da für mein Haus ein Denkmal bleiben, wie mich Gott durch dies Fernrohr vom zeitlichen Tod und vom ewigen Tode gerettet habe.“

IV.

Das Spinnengewebe.

1.

Auf einer Wiese, die vor dem Pfarrdorfe Tiefenau liegt, standen an einem schönen Sommermorgen vier Knaben, und ergötzten sich an dem Anblicke der herrlichen Natur. Jetzt sahen sie von einiger Ferne her einen großen Glanz, der bald wie Gold, bald wie Silber war. — Da die Knaben oft abergläubische Reden von Schätzen gehört hatten, und an dergleichen Reden fest glaubten, so zweifelten sie nicht, dort, woher der Glanz kam, sei ein Schatz. Der Knabe Heinrich Häusler sagte: „O, hätte ich diesen Schatz!" — Der Knabe Martin Gufler rief in seiner Entzückung: „Der Schatz ist gewiß recht groß, da der Glanz so groß ist. Wir alle wollen hineilen, den Schatz erheben, und dann ihn redlich mit einander theilen." — Der Knabe Ulrich Benz aber sprach: „Meine Mutter hat mir gesagt, man müsse, wenn man einen Schatz erheben will, einen Rosenkranz bei sich haben. Es hat gewiß keiner von euch einen Rosenkranz bei sich; ich einmal habe kei-

nen bei mir." — Der Knabe Martin jammerte jetzt, und sprach: „O weh! Meine zwei alten Basen haben mir gesagt, der, welcher einen verwunderlichen Glanz sieht, müsse, wie er ihn gesehen, kein Wort reden, bis er den Schatz hat; und rede er nur ein einziges Wort, so bekomme er ihn nicht. Wir drei, der Heinrich, der Ulrich und ich, können also den Schatz nicht mehr bekommen, weil wir, seitdem wir den Glanz sahen, schon geredet haben." — Es verdroß diese drei Knaben sehr, daß sie schon geredet hatten. Martin sagte zum Knaben Engelbert, dem Sohn des armen Taglöhners Remigius Klotz: „Du hast, seitdem wir den Glanz sahen, noch kein Wort geredet; erheb also du den Schatz." — Engelbert eilte zurück nach dem Häuslein seines Vaters, das einige Schritte vor dem Pfarrdorfe stand. — Der Knabe Heinrich rief ihm nach: „Aber uns dreien gibst du dann vom Schatze auch einen namhaften Theil, nicht wahr?"

Als Engelbert in die Wohnung seiner Eltern trat, fragte ihn seine Mutter: „Warum eilest du so zurück?" — Er antwortete ihr kein Wort, sondern eilte in die obere Kammer hinauf, nahm aus seinem Kasten seinen Rosenkranz, und lief über die Stiege herab zur Hausthür, mit dem Rosenkranz in der Hand. Die Mutter fragte ihn: „Wozu brauchst du jetzt den Rosenkranz?" — Und da er ihr wieder kein Wort antwortete, wurde sie unwillig und sagte zu ihm: „Bist när-

risch geworden?“ — Er aber eilte, ohne ihr hierauf zu antworten, zur Hausthür hinaus, und lief dorthin, woher der Glanz kam. Je mehr er aber der einsamen Stelle sich näherte, desto kleiner wurde der Glanz. Als er endlich ganz nahe hinkam, sah er fast gar keinen Glanz mehr. Und als er an dem Gebüsche stand, woher der Glanz gekommen, sah er anstatt des Glanzes nichts als eine ziemlich dichte große Spinnewebe. — „Ha, sagte er, jetzt darf ich schon reden, ehe der Schatz erhoben ist; diese Spinnewebe ist es, was in die Ferne hin einen so schönen Glanz warf.“ — Und der Knabe lachte sich selbst aus. Aber jetzt hörte er das Wimmern eines kleinen Kindes. Er sagte: „Ein Schatz wimmert doch gewiß nicht! Dies Wimmern in diesem Gebüsche hier kommt von keinem Geiste; ein Geist thut nicht wie ein Wiegenkind.“ — Dennoch wandelte ihn eine Furcht an, weil er sich erinnerte, seine alte Base habe ihm gesagt, bei Schätzen seyen Geister und die Geister können verschiedene Stimmen annehmen. Aber er ermannte sich, und sagte: „Hat mich der Glanz getäuscht, so kann mich auch dies Wimmern täuschen. War der Glanz natürlich, so kann auch das Wimmern natürlich seyn.“ — Beherzt suchte er im Gebüsche das wimmernde Kind, und fand ein längliches Körblein, in welchem ein Kind in Windeln lag. Das Körblein hatte einen Deckel. — Nun schrie das Kind. — Engelbert verwunderte sich hier, an diesem entlegenen Orte, im Gebüsche ein Kind

zu finden; und schon wollte ihm der Gedanke kommen; „Vielleicht ist dies Kind ein Geist, und vielleicht liegt unter dem Geiste der Schatz.“ Und wieder wandelte ihn eine Furcht an. Aber er ermannte sich abermals, und da das Kind wieder erbärmlich schrie so sagte er zu sich selbst: „So sei nun doch nicht so kindisch, und halte dies Kind nicht für einen Geist.“ Er machte den Deckel auf, und schaute das Kind recht an. „Ei, sagte er, dies ist so natürlich ein Kind, als es mein Brüderlein war, das vorig's Jahr als ein Wiegenkind starb.“ — Das Kind wimmerte wieder; der mitleidige Engelbert sprach: „Ach, du armes Kindlein, hier müßtest du verschmachten; hieher kommt wunderselten ein Mensch; der Glanz von der Spinnewebe führte mich hieher; o, wie glücklich bin ich, daß ich dir das Leben retten kann! Freudig trage ich dich zu meiner Mutter; sie wird dich pflegen; du wirst wachsen, ich werde dein Bruder seyn; wir werden einander recht lieb haben. Und so ist es besser, daß ich dich hier fand, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte; ein Schatz könnte nie mit mir reden und nie mich Bruder nennen.“ — Er nahm das Körblein, das goldgelb war, und trug es vorsichtig. Auf dem Wege sah er um nach dem Gebüsche; und sah den Glanz wieder, da sagte er lächelnd. „Dieser Glanz täuscht mich nimmer; aber einen Schatz hab' ich doch gefunden; denn ein Kindlein Gottes ist mehr, als alle Schätze.“ — Als ihn jene drei Knaben kommen sahen,

sagten sie wie mit Einem Munde: „O Jubel! Engelbert hat den Schatz; goldgelb ist der Schatz; es muß lauter Gold seyn." — Der Knabe Heinrich sagte: „Mich wundert, daß er so viel Gold tragen kann. „Hilft ihm etwa der Geist tragen?" — Der Knabe Martin sprach: „Ich denke mir, er habe noch nicht den ganzen Schatz erhoben; denn es glänzet dort, wo er ihn fand, noch immer wunderschön. Engelbert muß noch einmal hingehen, und holen, was dort ist."

Als Engelbert nahe bei den Knaben war, schrie das Kind im Körblein wieder. Die drei Knaben verwunderten sich sehr, daß der erhobene Schatz schreie. Martin sprach: „Den Schatz hat Engelbert in einem Körblein; aber daß ein Schatz wie ein Wiegenkind schreit, haben mir meine Basen nie gesagt." — Ulrich sprach: „Der Geist könnte wohl so schreien; aber den Geist wird Engelbert doch nicht im Körblein mitgenommen haben." — Heinrich erwiederte ihm: „Vielleicht ist ihm der Geist nicht aus dem Körblein gewichen." — Als Engelbert nun bei den Knaben ankam, sagte Martin zu ihm: „Rede doch nicht; du mußt noch einmal hingehen, um das Uebrige vom Schatze zu erheben: denn dort glänzt es immer noch." — Aber Engelbert sprach: „Dort ist kein Schatz; — was solchen Glanz von sich wirft, ist nichts anderes, als eine Spinnewebe." Und er machte den Deckel des Körbleins auf, und ließ sie das Kind sehen. Da sagte Heinrich: „O, an diesem Schatze wi-

ich keinen Antheil. Du hast ihn gefunden; du mußt ihn haben.“ Und so sagten auch die zwei andern Knaben. Engelbert erwiederte ihnen: „Diesen Schatz behalte ich gerne, und trage ihn zu meiner Mutter heim.“

Er eilte mit dem Körblein nach Hause. Die Mutter war in dem Stüblein; und der Vater, der heute nicht auf das Tagwerk ausgehen konnte, weil er unpäßlich war, lag auf einer Bank, und hatte unter dem Haupt einen Polster. Als Engelbert ins Stüblein trat, und das Kind im Körblein sehen ließ, fragte die Mutter etwas erschrocken: „Woher ist dies Kind? Warum bringst du's?“ — Engelbert stellte das Körblein auf den Tisch, und erzählte den ganzen Hergang. „Mein Gott, sagte die Mutter, wir sind selbst so arm! Wie können wir dies Kind mit der Zeit nähren und kleiden?“ — Nun richtete sich ihr Mann auf, trat an den Tisch her, lächelte und sprach: „Durch eine Spinnewebe hat es Gott gefügt, daß unser Engelbert dies Kind fand und vom gewissen Tod rettete. Gott selbst hat uns also dies Kind ins Haus geschickt; wir wollen es aus seiner Hand annehmen. Voriges Jahr ist uns ein eigenes Kind gestorben, wir hätten es bei all unsrer Dürftigkeit doch nähren müssen; Gott nahm es uns, da Er wußte, Er werde uns durch den Glanz einer Spinnewebe dies Kind schicken; und weil Er's uns geschickt hat, so sei es uns wie ein eigenes Kind.“ — Die gutherzige, fromme, obschon oftmals etwas verzagte Gattin,

Namens Anastasia, lächelte nun auch, und sprach: „Lieber Remigius, du hast Recht. Dies Kind sei denn also unser! Der himmlische Vater, wird uns helfen, daß wir dies Kind pflegen und kleiden können und es gut erziehen."

Jetzt aber sagte Remigius zu Engelbert: „Geh geschwind zum Herrn Pfarrer, und erzähle ihm alles umständlich. Sage ihm aber auch, ich lasse mich entschuldigen, daß ich nicht selbst komme, weil ich unpäßlich sei; und sag' ihm, die Mutter könne jetzt auch nicht kommen, weil ihr das gefundene Kind Arbeit mache."

II.

Engelbert ging hocherfreut zum Pfarrer, und erzählte ihm alles auf das umständlichste. Der Pfarrer, ein noch junger Mann und ein ausgezeichneter Menschenfreund, hatte an der Erzählung des Knaben ein großes Wohlgefallen. Er gab ihm zwei Kronenthaler, und sprach: „Engelbert, du hast ein gutes Herz, wie dein Vater und deine Mutter. Diese zwei Thaler schenke ich dir; du hast dich wohlgehalten. Grüße mir Vater und Mutter, und sage ihnen, ich werde noch in diesem Vormittage zu euch kommen."

Um zehn Uhr Vormittags kam der Pfarrer ins Haus des Taglöhners Remigius. Als er das Kind sah, sprach er: „Dies Kind, das wohl nicht mehrere Tage alt ist, mag vielleicht noch nicht getauft worden seyn. Ich werde deßwegen meinem Herrn Hülfspriester den Auftrag geben, daß er heute Nachmittags zu euch komme, und das Kind bedingnißweise taufe. Ich aber werde nach dem Mittagsessen in die Stadt fahren, und beim Landgerichte die Anzeige machen, was für einen Schatz unser lieber Engelbert gefunden habe; ich will die Anzeige selbst machen, weil unser Gemeindevorsteher gestern erkrankt ist."

Nun setzte sich der Pfarrer an den Tisch hin, und machte dem Knaben Engelbert belehrende Bemerkungen über abergläubische Meinungen von den Schätzen. Er lobte ihn aber noch einmal, daß er am Funde des Kindes Freude hatte, und gern dessen Bruder seyn wollte. Engelberts Eltern ertheilte er dann ein großes Lob, daß sie bei aller eigenen Dürftigkeit entschlossen waren, das Kind als eigen zu behalten. Unter anderm sagte er da zu ihnen: „Wenn jemand ein fremdes Kind aus Liebe Gottes aufnimmt, und als ob es ein eigenes wäre, pflegt, erzieht, nähret und kleidet, so hat Er, der unendlich Gütige, ein großes Wohlgefallen an solcher großmüthigen Liebe; zumal wenn dürftige Leute solche Liebe ausüben, ist dies hochwerth vor seinem heiligsten Auge. Wie hoch wird Gott, der uns alle, um seines eigenen

Sohnes Jesus Christus willen, berufen hat, seine Kinder zu seyn durch die heiligmachende Gnade, die Ausübung einer solchen Liebe in dem Himmel belohnen! Ich dachte mir schon oft: wer fromm und gerecht ist, hat auch an dem, daß er ein fremdes Kind, so in sein Haus aufnimmt, ein Zeichen, er gehöre zu den Auserwählten, die der himmlische Vater zu sich aufnimmt in sein ewiges Haus."

Sogleich nach dem Mittagsessen fuhr der Pfarrer in die Stadt, die von Tiefenau nur zwei Stunden entfernt ist. Als er in der Stadt ankam, wollte er nicht zuerst in's Landgericht gehen, sondern seinen ehemaligen Wohlthäter besuchen, von dem er während seiner Studienjahre die größte Unterstützung genossen hatte. Dieser sein Wohlthäter war der Vater des überaus reichen Handelsmannes Bonaventura Schlaier. Der ehrwürdige Greis wohnte mit seiner einzigen Tochter Christina in einem eigenen Hause, das nicht groß, aber schön und sehr bequem war. Es stand in der Mitte eines ziemlich großen Gartens; ein mit reinem Kiessande bestreuter Weg, auf dessen beiden Seite eine Reihe von Pfirsichbäume stand, führte zur Hausthür, vor welcher ein Springbrunnen plätscherte. Als der Pfarrer zu seinem größten Wohlthäter kam, saß dieser seiner Tochter gegenüber an einem Tische, der mit einem schönen Teppich bedeckt war; er war sehr traurig, und Thränen entfielen seinen Augen auf den Tisch-Teppich. Der Greis

sagte sogleich zum Pfarrer: „So sehr mich der Besuch von Euer Hochwürden auch freut, so kann ich diesmal doch nicht fröhlich seyn; denn mein Enkel, der erst vorgestern zur Welt kam, ist uns in dieser Nacht geraubt worden. Unsre Freude über dies einzige Kind war groß; aber ach, wie kurz war diese Freude! Wäre das Kind uns durch den Tod entrissen worden, so würden wir uns damit trösten, daß es nun schon in der himmlischen Seligkeit wäre; so aber ist es vermuthlich in böser Hand.“ — Der Pfarrer erwiederte ihm: „Mein theurer großer Wohlthäter, geben Sie sich nicht der Bestürzung hin; fassen Sie Hoffnung. Ich habe guten Grund, zu vermuthen, das Kind sei in guter Hand, und es sei wieder zu bekommen.“ — Bei diesen Worten des Pfarrers zeichnete sich auf dem Angesichte der Christina, die bisher ihr falsches Auge zu Thränen hatte nöthigen wollen, ein widerlicher Ausdruck von Mißbehagen und Unmuth. Der Pfarrer, der ein großer Menschenkenner war, bemerkte dies, und es fiel ihm sehr auf. Er hatte Christina nie geschätzt, weil er wohl wußte, sie sei geizig und mißgünstig. — Der Greis sagte zum Pfarrer: „Hochwürdiger Herr, was für einen Grund haben Sie zu solch tröstlicher Vermuthung?“ — Der Pfarrer sprach zu ihm: „Sagen Sie mir, wie das Knäblein aussieht.“ — Der Greis antwortete: „Es hat blonde Haare und dunkelblaue Aeuglein, seine Wänglein sind wie Rose, es ist so schön, als ein Kind von einigen

Stunden nur seyn kann; ich habe es gestern Mittags mit inniger Herzensfreude betrachtet." — Der Pfarrer erwiederte ihm: „Mein verehrungswürdigster Herr, ich sage Ihnen, dies Kind ist in guten Händen! Lassen Sie Ihren Sohn herbeirufen, oder begleiten Sie mich zu ihm; ich habe die große Freude, Ihnen und demselben zu sagen, sein Kind sei in meiner Pfarre." — Bei diesen Worten des Pfarrers glänzte vor Freude das biedere Auge des Greises; die Röthe seiner Wangen erhöhte sich; und er schien sich in Einem Augenblicke zu verjüngen. Aber im gelblichen Angesichte der triefäugigen Christina wollten Schamröthe und Schreckenblässe wechseln. Der Pfarrer, der die Christina beständig beobachtete, erzählte nun ganz umständlich, wie das Kiud sei gefunden worden. Am Schlusse seiner Erzählung sagte er: „Auf jeden Fall hat eine boshafte Hand das Kind in jenem Gebüsche versteckt; deßwegen muß ich dem Landgerichte die Anzeige machen." — Mit zitterndem Munde sagte Christina, der bei dieser Erzählung ihre Strickarbeit aus den Händen entfallen war: „Hochwürdiger Herr Pfarrer, wenn ich Sie wäre, würde ich die Sache dem Landgerichte nicht anzeigen. Wir sind glücklich genug, daß wir das Kind wieder haben. Die Anzeige würde nur Weitläufigkeiten setzen, wobei niemand etwas gewänne." — Der Pfarrer entgegnete ihr in einem ernsten Tone: „Genug, wenn die Gerechtigkeit dabei gewinnt!" — Jetzt sagte der hocherfreute Greis zu Christiana: „Geh

geschwind zu meinem Sohne, und sage ihm nur, er möchte schnell zu uns kommen; sag' ihm aber sonst nichts; er muß die Erzählung, wie das Kind gefunden worden sei, aus dem Munde des Pfarrers selbst hören."

Der Sohn des alten Schlaier kam alsbald, aber Christina kam nicht mit. Der Sohn hatte verweinte Augen. Der Vater sagte zu ihm: „Der Hochwürdige Herr Pfarrer von Tiefenau hat dir etwas zu erzählen, das dich sehr erfreuen wird: denn es läßt uns nicht zweifeln, dein Kind sei in guter Hand, und du könnest es heute heimholen." — Da erheiterte sich das Angesicht des tief betrübten Sohnes. Der Pfarrer wiederholte seine Erzählung, und beschrieb das Aussehen des Kindes genau. Nachdem der Pfarrer ausgeredet, sprach der fromme Sohn mit einem von Freude verklärtem Blicke gen Himmel und mit gefalteten Händen: „O Du unendlich weiser Gott, durch eine Spinnewebe gibst Du mir mein Kind wieder! Sei ewig gepriesen!" — Der Greis sprach: „Mein Sohn, den Knaben, der das Kind fand, und seine gutherzigen Eltern müssen wir reichlich belohnen aus Liebe Gottes, der da alles so unendlich gütig geleitet hat. Wir werden zu seiner Zeit es mit dem Herrn Pfarrer von Tiefenau überlegen, wie wir den Knaben und seine Eltern belohnen sollen."

Nun begab sich der Pfarrer zum Landrichter, und erzählte ihm den ganzen Hergang, wie das Kind gefunden worden, ebenfalls umständlich.

Der Handelsmann Bonaventura Schlaier eilte aber in einer Kutsche mit seiner Schwägerinn Seraphina Sirch nach Tiefenau. Dort angekommen, stieg er im Pfarrhofe ab. Die Schwester des Pfarrers, führte ihn und seine Schwägerinn, die ein schönes Kissen, Windeln und einen schönen Schleier mit sich trug, in's Häuslein des Taglöhners. Bonaventura küßte in seiner entzückenden Freude das Kind, welches in der Wiege süß schlief. Dann dankte er dem Knaben Engelbert und dessen Eltern auf's innigste, drückte dem Taglöhner ein paar große Goldstücke in die Hand, und sprach zu ihm: „Guter Mann, mein Vater, ich und meine Gattinn bleiben Euch, Eurer Gattinn und Euerm Sohne große Schuldner. Ich werde mit meinem Vater wieder zu Euch kommen." — Engelbert weinte aber und sagte zu Bonaventura: „So herzlich es mich freut, Ihr Kind gefunden zu haben, so ungern verliere ich dies mein Brüderlein." — Bonaventura drückte ihm auch ein paar große Goldstücke in die Hand, und sprach: „Mein lieber herzlich guter Engelbert! mein Kind, das in der heiligen Taufe auch den Namen Engelbert bekommen hat, bleibt dein Brüderlein; ich bitte dich, suche es zuweilen heim; und ist es einmal größer, so wird es auch dich heimsuchen von Zeit zu Zeit. Ich werde ihm oft sagen, du seyest sein Retter, und er habe die Pflicht, dir immer beizustehen, so oft dir eine Hülfe von ihm dienlich seyn wird in den Tagen deines Lebens."

Als Bonaventura mit dem Kinde heim kam, zeigte er es sogleich seiner Gattinn Charitas, die schon lange nach dem Kinde gefragt, und die man nur durch allerlei Ausreden ein wenig zu beruhigen vermocht hatte. Hoch erfreut sagte sie zu Bonaventura und zu ihrer Schwester Seraphina: „Ich hatte schon den ganzen Tag großen Kummer, mein Kind möchte gestorben seyn, und man wolle mir nur seinen Tod verheimlichen.“ — Sie brachten ihr allmählig nun bei, was mit dem Kinde geschehen sei. Sie pries Gott für die Rettung des Kindes, und sagte: „Wer immer der Räuber des Kindes sei, ich verzeihe demselben von ganzem Herzen.“ — Dann sprach sie zu Bonaventura: „Aber den Retter des Kindes, und seine guten Eltern, die das Kind als ihr eigenes pflegen und erziehen wollten, müssen wir gut belohnen; ganz belohnen kann sie nur der unendlich gute Gott, der Selbst der Lohn jeder guten That ist.“

III.

Der Landrichter, dem schon heute früh Morgens Bonaventura die Anzeige gemacht hatte, das Kind werde vermißt, hatte sogleich befohlen, das Kindesmägdlein, Namens Augusta Seidemann, die in einem Alter von siebenzehn Jahren war, heimlich in einem Zimmer des

Hauses wohl zu verwahren. Am folgenden Tage mußte Augusta im Landgericht erscheinen; sie wurde verhört. Da sie im Verhör sagte, sie wisse durchaus nicht, wer das Kind entwendet habe, wurde sie gefragt, wo sie denn gewesen sei, als das Kind entwendet wurde; — auf diese Frage wußte sie nicht zu antworten. Sie wurde nun im Landgerichtsgebäude verhaftet. Im nächsten Verhör machte sie folgendes Geständniß: „Die Schwester meines Dienstherrn gab mir ein Goldstück; dafür mußte ich sie spät Abends das Kind aus dem Zimmer nehmen lassen, in welchem ich allein bei dem Kinde war. Ich mußte ihr versprechen, Niemanden zu sagen, wer das Kind weggenommen habe, sondern zu behaupten, ich habe das Kind nicht sehen wegnehmen. Ich vermuthete nicht, daß sie etwas Arges mit dem Kinde vorhabe, und vermuthete vielmehr, sie wolle einen Scherz machen."

Nun wurde Christina Schlaier vorgefodert und verhört. Sie läugnete. Man verhaftete sie. Erst im dritten Verhör machte sie, da sie wohl einsah, das Läugnen sei fruchtlos, folgendes Geständniß: „Um einst die Haupterbinn meines Bruders zu werden, wenn er kinderlos sterben würde, nahm ich das Kind weg, und übergab es einer Weibsperson, der ich vierhundert Gulden zu schenken zuvor versprochen hatte, wenn sie das Kind aus der Welt schaffen würde." — Christina mußte nun diese Weibsperson namhaft machen; sie sagte es sei Apollonia Riedler.

Diese Person war in der Stadt als ein schlechtes Weibsbild bekannt. Sie liebte den Müßiggang, das Naschwerk und den Branntwein; sie zwackte gern, und machte für Belohnung gar oft die Unterhändlerinn in bösen Sachen.

Man wollte nun diese Person sogleich verhaften; aber sie wär aus der Stadt verschwunden, und nirgends zu erfragen. — Nach ein paar Wochen ergab es sich, sie sei, einige Stunden weit weg, in einem Fluß ertrunken; und es blieb ungewiß, ob es aus Zufall, vielleicht in einem Branntweinrausche geschehen sei, oder ob sie sich vorsätzlich ersäuft habe.

Christina Schlaier wurde zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. — Das Kindesmägdlein Augusta kam auf sechs Monate in's Zuchthaus.

Ein paar Wochen nach der Bekanntmachung des über Christina Schlaier gefällten Urtheiles saßen an einem Sonntage nach dem nachmittägigen Gottesdienste der Knabe Engelbert und seine Eltern in dem ärmlichen niedern Stüblein beisammen am Tische. Sie redeten wieder vom gefundenen Kinde, das inzwischen der gutherzige Knabe einmal besucht hatte. Engelbert machte wieder eine Beschreibung von dem schönen Hausgeräthe und den Zimmer-Verzierungen des Bonaventura Schlaier, und was für schöne Sachen er im Hause des alten Schlaier gesehen habe. „Ja, sagte lächelnd Remigius, in diesen zwei Häusern müssen die Zimmer freilich schöner aussehen, als

unser Stüblein, in dem die hölzerne Uhr, und das tannene Kästlein an der Wand, in welchem einige fromme Bücher stehen und einiges kleines Geräth liegt, und endlich dies Hausaltärlein in der Wandecke da, die ganze Verzierung ausmachen." — Engelbert's Mutter aber sprach: „Reiche Leute haben aber oft viel größere Leiden, als wir arme Leute; und da geben ihnen denn alle die schönen Sachen in ihren Häusern wenig Trost. Welch ein Leiden muß es für den alten Herrn Schlaier seyn, daß sich seine Tochter so sehr verirrte, und jetzt in finsterm Kerker sitzen muß! Wie tief muß dies zu Herzen gehen ihrem guten Bruder und seiner Gattinn, die, wie der Herr Pfarrer sagt, eine überaus fromme Frau ist!"

Jetzt kamen sechs Männer zur Wohnung des Taglöhners her. Engelbert sah sie zuerst, und sagte hastig: „Vater! Mutter! schaut! Der Herr Pfarrer, der Herr Landrichter, der Vater des gefundenen Kindes, der alte Herr Schlaier, und unser Vorsteher, — den sechsten kenne ich nicht." — Remigius ging mit der Gattinn und mit Engelbert ihnen entgegen, und führte sie in's Haus herein und in's Stüblein; — und das Stüblein war für die neun Personen beinahe zu klein. Der Landrichter nahm das Wort, und sprach mit freundlicher Miene und in einem etwas feierlichen Tone zu Remigius: „Der Vater des gefundenen Kindes und dessen Mutter, wie auch dessen Großvater, wollen Euch, Eure Gattinn

und euern Sohn belohnen. Der Vater und der Großvater des Kindes haben heute so eben dem Ferdinand Renn in diesem Pfarrdorfe Haus und Gut, sammt den Kühen und Pferden und den nöthigen Geräthschaften abgekauft; und alles dies ist, von dieser Stunde an, Euer schuldenfreies Eigenthum.“ — Und zum Engelbert sprach der Landrichter: „Dir lieber Knabe, schenken der Vater des gefundenen Kindes, dessen Mutter und dessen Groß-Vater in dieser Stunde eine Geldsumme von sechstausend Gulden. Nun so hat dich denn der Glanz von jener Spinnewebe nicht gänzlich getäuscht, und ließ dich wirklich einen Schatz finden.“ — Remigius und seine Gattinn fanden kaum Worte, ihren Dank auszusprechen; sie dankten mehr mit Freudenthränen, als mit Worten. Der muntere Knabe sprach aber: „O wie gut sind der Vater und der Großvater meines lieben Brüderleins, das mich Gott durch eine Spinnewebe hat finden lassen!“

Der Landrichter ließ den Amtsschreiber die Schenkungen nun sogleich am Tisch im Stüblein zu Papier nehmen.

Jetzt trat Charitas! die Gattinn des Bonaventura, begleitet von Pfarrers Schwester, herein in's Stüblein. Die Frau Charitas sprach mit herzlicher Freundlichkeit zur Mutter des Engelbert: „Ich muß das gute Weib sehen, die meinem Kinde die zweite Mutter seyn wollte; ich kann nie genug danken; und mein Gatte und mein Schwiegervater können es auch nicht.“ — Und zu Remigius sprach sie: „Auch den, der der zweite Vater

meines Kindes seyn wollte, muß ich sehen. Guter Mann, wir bleiben ewig Eurer Schuldner." — Zu Engelbert sprach sie: „Mein Kind lächelte, als ich ihm sagte, ich wolle seinen Bruder zu Tiefenau heimsuchen; es war, als wolle dich dein Brüderlein durch mich grüßen."

Jetzt sprach Bonaventura zum Pfarrer: „Mein Vater, meine Gattinn und ich wünschen, in Ihrer Pfarrei ein Denkmal unsers Dankes, den wir Gott für die Rettung unsers Kindes schuldig sind, setzen zu dürfen. Wenn Euer Hochwürden es gestatten, und wenn unser Bischof es genehmiget, wollen wir dort, wo unser Kind gefunden worden ist, eine schöne Kapelle bauen lassen, in welcher das Altarblatt vorstellen soll, wie Jesus Christus als Knabe ist von seiner heiligsten jungfräulichen Mutter Maria und von seinem heiligen Nährvater Joseph im Tempel gefunden worden. Auch werde ich ein Gemälde verfertigen lassen, das vorstellen soll, wie Engelbert unser Kind gefunden hat, von Gott geleitet durch den Glanz von der Spinnewebe. Dies Gemälde in vergoldeten Rahmen soll dann mit Ihrer Erlaubniß eine der Verzierungen der Kapelle seyn. Auch werden wir eine Stiftung machen zu immerwährender Unterhaltung dieser Kapelle; und eine andere Stiftung, daß in hiesiger Pfarrkirche alle Jahre an dem Tage, an welchem unser Kind gefunden worden ist, ein feierliches Hochamt gehal-

ten werde, da wir Gott nur durch das heiligste Meßopfer würdiglich danken können."

*

All dies Vorhaben des Bonaventura, seiner Gattin und seines Vaters wurde in's Werk gesetzt. Das Altarblatt und das Gemälde von des Knaben Engelbert glücklichem Funde des Kindes sind wahre Meisterstücke; aber auch die anderen Gemälde, die Bonaventura für die Kapelle verfertigen ließ, sind wahre Kunststücke.

Engelbert Klotz ging seine ganze Lebzeit oft in die schöne Kapelle, und dankte dort Gott für den Glanz von der Spinnewebe.

Frem

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Eine Hyacinthe von vier neuen Erzählungen

Augsburg 1844

Paed.pr. 3951
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761457-1